

ORTE FÜR

MENSCHEN

REVISITED

German version available at
www.placesforpeople.at/qri
Alle Inhalte auf Deutsch abrufbar unter
www.ortefuermenschen.at/qri



INHALT / TABLE OF CONTENT

Editorial Seite 2/Page 11
BIENNALE
ARCHITETTURA RESUMÉE
Elke Delugan-Meissl, Sabine Dreher,
Christian Muhr

HOME MADE S.3/p. 12
by Caramel Architekten
Martin Haller, Günter Katherl
im Gespräch mit / in conversation
with Christian Muhr

SOCIAL FURNITURE S.5/p. 14
by EOOS
Harald Gründl und Lotte Kristoferitsch
im Gespräch mit / in conversation
with Christian Muhr

UN/COMMON SPACE S.7/p. 16
UN/DEFINED LIVING
by the nextENTERprise architects
Marie-Therese Harmoncourt,
Ernst J. Fuchs im Gespräch mit /
in conversation with
Sabine Dreher, Christian Muhr

INNOVATION AND S.9/p. 18
INVOLVEMENT
Clemens Foschi, Klaus Schwertner
im Gespräch mit / in conversation with
Sabine Dreher

Impressum/Imprint S.10/p.19

Als im Spätsommer 2015 seitens des
KuratorInnenteams der Startschuss für
die Initiative „Orte für Menschen“ fiel,

war völlig unklar, wie weit die Bemühungen, drei unterschiedliche Projekte für die Unterbringung von Asylsuchenden zu realisieren, führen würden. Für sämtliche Beteiligte, allen voran die geladenen Teams Caramel Architekten, EOOS und the nextENTERprise architects, war weder absehbar, ob die mit vollem Einsatz betriebenen Projektentwicklungen jemals realisiert würden, noch ob deren unorthodoxe Entwürfe von den Bewohner und deren BetreuerInnen, entsprechende Akzeptanz finden.

Vor diesem Hintergrund war der Eröffnungstermin der Architektur-Biennale Ende Mai 2016 in Venedig zwar eine willkommene Episode, die dem komplexen Vorhaben enorme Zugkraft verlieh, letztendlich aber war das gesamte Unternehmen von Anfang an auf eine weit über diesen Rahmen hinaus-

gehende Perspektive angelegt und dabei stets von der Überzeugung geleitet, dass die kleinsten Realisierungen wertvollere Erkenntnisse über das Zusammenleben liefern als noch so große Pläne.

Die folgenden Gespräche, die ein Jahr nach Projektstart geführt wurden, geben Auskunft über jene konkreten Erfahrungen, die im Rahmen der Pilotprojekte von „Orte für Menschen“ gemacht wurden.

When the curatorial team launched the “Places for People” initiative towards the end of summer 2015 it was still completely unclear how far the three different projects for providing accommodation for asylum seekers would lead. For all those involved and, in particular, for the invited teams from Caramel Architekten, EOOS and the nextENTERprise architects it was impossible to know whether

the projects into which they were pouring huge amounts of energy would ever be realised or whether their unorthodox approaches would be accepted by the residents and those supporting them.

Against this background, the opening of the Architecture Biennale in Venice at the end of May 2016 was a welcome episode that gave the complex venture an important boost. From the very beginning, however, the initiative had a much broader perspective and was constantly driven by the belief that even the smallest realisations can teach us more than the grandest projects about how to live together.

The following conversations which took place a year after the launch of the project offer an insight into the concrete experience that has been gained during the implementation of “Places for People”.

ORTE FÜR MENSCHEN RESÜMEE



Mit einem Rekord von rund 260.000 BesucherInnen ist die 15. Internationale Architektur-Biennale von Venedig am 26. November 2016 erfolgreich zu Ende gegangen.

Unter dem Motto „Reporting from the front“ hat sich die vom Träger des Pritzker-Preises Alejandro Aravena kuratierte wichtigste internationale Architektur-ausstellung vor allem der Frage gewidmet, welche Instrumente Architektur konkret zur Verfügung stehen, um die Lebensbedingungen von Menschen nicht nur zu gestalten, sondern nachhaltig zu verbessern. Mit diesem Schwerpunkt wurde dem „Social Turn“ innerhalb der Architektur der letzten Jahre eine seiner Relevanz entsprechende prominente Plattform gegeben.

ausstellung präsentiert wurden, hat sich der österreichische Beitrag „Orte für Menschen“ bereits in seinem Ansatz deutlich unterschieden.

Statt schon abgeschlossene Projekte zu zeigen, wurden von der Kommissarin Elke Delugan-Meissl und den KokuratorInnen Liquid Frontiers drei konkrete exemplarische Initiativen gestartet, die sich zunächst zum Ziel gesetzt hatten, die Situation der im Herbst 2015 nach Wien geflüchteten und oftmals nur notdürftig untergebrachten Menschen mit architektonischen Mitteln zu verbessern, wobei der offene Ausgang dieses Vorhabens bewusst in Kauf genommen wurde.

Zugleich wurde diese konkrete Herausforderung von Anfang an als Teil einer breiten Problemstellung und Dynamik begriffen, die von der Stadtentwicklung über den Wohnbau bis zu temporären und hybriden Nutzungen vorhandener urbaner und baulicher Strukturen reicht. Die drei Projekte von „Orte für Menschen“ agieren nicht nur in diesem Kontext, sondern versuchen – auf je unterschiedliche Weise – neuartige Ansätze in diesen Feldern zu entwickeln und unmittelbar auszu-probieren. Für das Kuratorenteam ist eine Veranstaltung wie eine Architektur-Biennale nur dann legitim, wenn in ihrem Rahmen Risiken eingegangen und Experimente gewagt werden.

Zur Eröffnung der Architektur-Biennale am 25. Mai 2016 in Venedig wurden im österreichischen Pavillon die Zwischenergebnisse der von den drei österreichischen Architektur- bzw. Designteams Caramel Architekten, the next ENTERprise architects und EOOS bis dato realisierten Initiativen mit ihren unterschiedlichen Strategien und Maßnahmen präsentiert. Thema, Inhalte und Umsetzung von „Orte für Menschen“ stießen



Von der Vielzahl der mehr oder weniger direkt auf dieses Thema Bezug nehmenden internationalen Beispiele, die in den Länderpavillons und in der Haupt-

Foto: Nechtian Cramer

Foto: Nechtian Cramer



während der sechsmonatigen Laufzeit der Biennale auf enormes Interesse bei Publikum und Medien. Über den österreichischen Beitrag wurde etwa in mehr als 125 nationalen und internationalen Zeitungen und in zahlreichen Fernseh- und Radiosendungen berichtet. Die in einer Auflage von 20.000 Stück zur freien Entnahme bereitgestellte Publikation zu „Orte für Menschen“ war am Ende der Laufzeit ebenso vergriffen wie die 5.000 Plakate einer Fotoserie mit Szenen der drei Interventionen, die Teil der Präsentation in Venedig bildeten.

Während die Ausstellung in Venedig mittlerweile abgebaut wurde, laufen die drei Pilotprojekte in Wien mit unterschiedlicher Intention weiter.

Das offizielle Ende der Architektur-Biennale wurde vom Biennale-Team zum Anlass genommen, über den aktuellen Stand von „Orte für Menschen“, die bisherigen Ergebnisse Bilanz zu ziehen und einen Ausblick auf die weitere Entwicklung zu geben. Ähnlich wie zu Beginn des gesamten Vorhabens haben die Kokuratoren Sabine Dreher und Christian Muhr Interviews mit den drei Teams und den Verantwortlichen der Partnerorganisation geführt und sie zu ihren Erfahrungen befragt.

Zusammen mit aktuellen Fotos von allen drei Schauplätzen sind diese vier Gespräche auch auf der Website veröffentlicht.

Elke Delugan-Meissl,
Sabine Dreher, Christian Muhr

www.ortefuermenschen.at



HOME MADE

Mehr als ein Jahr nachdem – laut ursprünglichen Annahmen – das Notquartier im Haus Pfeiffergasse schon wieder aufgelöst sein sollte, bauen Caramel Architekten Anfang März 2017 gemeinsam mit den BewohnerInnen den Schanigarten vor dem Eingang des Gebäudes bereits zum zweiten Mal auf. Ein Grund für den Fortbestand dieser temporären Unterkunft ist die relativ hohe Aufenthalts-

qualität, die dort trotz schwierigster Voraussetzungen entstanden ist. Genau zwölf Monate nach ihrem ersten Lokalauschein berichten Günter Katherl und Martin Haller von Caramel Architekten über ihre Erfahrungen bei der gemeinschaftlichen Herstellung ihrer textilen Rauminterventionen und über die individuelle Aneignung dieser Elemente durch ihre KlientInnen.

Im Gespräch mit Christian Muhr, Wien, November 2016

CM: Meine erste Frage ist vorhersehbar. Wie vor einem Jahr sitzen wir wieder in eurem Büro, und geändert hat sich alles und nichts. Ich würde gern geistig mit euch in die Pfeiffergasse einbiegen und euch bitten zu beschreiben, was dort gerade passiert.

GK: Wir haben die Pfeiffergasse vor zehn Monaten übernommen und in kürzester Zeit eine Schnellintervention durchgeführt, damals in der Annahme, dass der Mietvertrag in drei Monaten auslaufen würde. Inzwischen hat sich die Situation in Wien und in ganz Österreich entspannt. Bei unserem Projekt handelt es sich um eine Notunterkunft, und die letzte Notunterkunft in Wien soll mit Ende des Jahres geschlossen werden. Unsere Installationen waren zu Beginn der Biennale größtenteils abgeschlossen. Als ich das Haus vor zwei Tagen besuchte, war die Situation eigentlich unverändert. Es sind dieselben Menschen dort, die gleich glücklich aussehen wie vor einem halben Jahr. Für uns ist das schön. Wahrscheinlich werden wir die Ersten sein, die wissen werden, wann es definitiv keine Notunterkünfte mehr in Wien geben wird, denn voraussichtlich wird das Haus Pfeiffergasse die letzte Notunterkunft sein, die aufgelöst werden wird – auch deshalb, weil sie die am besten funktionierende ist.

CM: Zu Beginn waren dort fast dreihundert Leute. Sind es inzwischen weniger BewohnerInnen?

GK: Es werden weniger, aber teilweise wird nachbesetzt. Wir haben mit 280 BewohnerInnen begonnen. Der Wunsch war immer, dass es einmal ca. zweihundert sein werden. Wir sind aber eher in Richtung dreihundert gestartet, und es hat sich bei 260 eingependelt. Ich kenne mehr oder weniger alle Menschen, die dort wohnen. Manche sind ausgezogen, weil sie spezielles Essen brauchten. Dort gibt es noch immer die Problematik, dass man eigentlich nicht selbst kochen darf – was doch zu den Grundrechten in einer normalen Unterkunft gehört.

CM: Das heißt, dass wenige Leute dazu gekommen sind und es wenig Bedarf gab, den improvisierten Raum zu personalisieren. Die Mieter vom März sind noch derselben wie im November.

GK: Es war nicht ganz so dynamisch, wie wir uns das vorgestellt haben, aber es sind immer wieder Leute ausgezogen, und es ergaben sich Änderungen, die wir baulich umsetzen.

MH: Unabhängig vom Personalisieren und Individualisieren des eigenen Lebensbereichs hat sukzessive die Ausgestaltung der Gemeinschaftsbereiche stattgefunden. Das war nicht von Anfang an gegeben, sondern hat sich mit der Zeit entwickelt.

CM: Hier sprechen wir einerseits über die Küche.

GK: Eine richtige Küche gibt es nicht. Zuerst wurde die Unterkunft vom Bundesheer versorgt, aber mittlerweile liefert

magdas Hotel relativ hochwertiges Essen. Prinzipiell ging es darum, Beschäftigung für die Leute zu finden. Daher wurde zuerst gemeinsam eine Theke gebaut und dann begonnen, dort zu kochen – allerdings ohne Herd. Trotzdem kochen sie mit diesen geringen Mitteln fantastisch und sind glücklich damit. Wir essen täglich dort. Mittlerweile gibt es eine Fritteuse. Das Service vom Caterer wird hauptsächlich deshalb noch in Anspruch genommen, um die Aufwärmküche weiterhin betreiben zu können. Wenn man dem Caterer absagt, nimmt er seine Utensilien mit, und dann haben sie gar nichts mehr. Als ich vor zwei Tagen das letzte Mal dort gegessen habe, hat mich die Küchenmannschaft mit offenen Armen empfangen. Vielleicht haben wir etwas falsch gemacht: Viele sind dort glücklich, vor allem jene, die besonders involviert sind – wie der Küchenchef und seine Leute.

MH: Wichtig waren uns neben der Küche der Garten hinter dem Haus und der Schanigarten, der Vorplatz des Hauses, den wir allerdings erst nach der Biennale-Eröffnung realisiert haben. Alle diese Einrichtungen funktionieren bestens. Aus der Freiseuralsal!

GK: Alles kreist um das Thema Beschäftigung, damit die Leute etwas zu tun haben.

CM: Das organisiert sich nicht von selbst, sondern erfordert weiterhin euer Engagement.

GK: Wir haben uns lange gefragt, wie und wann unser Absprung gelingen wird und ob wir uns das überhaupt wünschen. Wenn man täglich vor Ort ist und mehr oder weniger dort lebt, kann man sich schwer vorstellen, einmal nicht mehr dort zu sein.

Die BewohnerInnen des Hauses kennen unsere Funktion nicht im Detail. Für sie waren wir die ersten Ansprechpartner. Doch mehr und mehr merkten wir, dass sich die Sinnhaftigkeit unseres Projekts selbst infrage stellt, wenn wir das Haus nicht verlassen. Das Projekt sollte ein Mittel zur Selbsthilfe sein. Wenn wir schon so viel über die Bedeutung von Beschäftigung sprechen, dann sollte es im Haus eine Art Team geben, das auftauchende Probleme selbstständig löst. Nachdem wir vielleicht zu viel vor Ort waren, hat sich diese Selbstständigkeit nie so richtig entwickelt.

CM: Ihr habt gesagt, dass es euch als Architekten interessiert, ein Haus nach Abschluss dem Bauherrn nicht nur zu übergeben, sondern dabeizubleiben und zu evaluieren. Bietet die Pfeiffergasse diese Chance oder würdet ihr sagen, dass ihr alles gelernt habt, was das Haus im Laufe des Dreivierteljahres an Fragen gestellt hat?

GK: Der Unterschied ist nicht so groß. Wir werden immer für Menschen bauen, und das Ziel ist bei jedem Projekt, zumindest die Grundbedürfnisse zu stillen. Auch in anderen Fällen vermeiden wir, das Projekt nach Übergabe zu verlassen. Wir begleiten am Anfang und ziehen uns immer mehr zurück. Irgendwann lernen die NutzerInnen, selbst darin zu leben.

CM: Auf Basis des letzten Gesprächs habe ich es so verstanden, dass dieses Mal damit gerechnet wird, dass das Projekt lange zu begleiten sein wird.

GK: Wir unterscheiden zwischen kleinen und großen Projekten. Kleine Projekte wie Einfamilienhäuser sind sehr persönlich. Man hat ein Gegenüber. Bei Großprojekten bekommen wir einen Stellvertreter serviert, weil wir nicht mit 3.000 Leuten gleichzeitig sprechen können. Dieser Stellvertreter versucht, eine Vertreterposition für die anderen einzunehmen. Teilweise sind wir aber der Meinung, dass wir besser wüssten als der Stellvertreter, was die anderen brauchen. Die Besonderheit bei diesem Projekt war, dass wir für dreihundert Leute und schlussendlich mit jedem und jeder individuell geplant haben – also ist es für uns eigentlich ein Großprojekt, das wir zuerst für die große, anonyme Masse geplant, dann aber individuell mit jedem Einzelnen umgesetzt haben. Das können oder dürfen wir im Normalfall nicht.

GK: Zum Stichwort „Stadt“: Das, was an Stadt passiert, passiert größtenteils in einem Graubereich zwischen Legalität und Illegalität. Normalerweise müsste man, wenn man für 280 Leute kocht, eine richtige Küche haben, aber die BewohnerInnen des



Sichtschutz entlang der dreispurigen Stadtautofahrtsstraße

CM: Ein Thema des Biennale-Beitrags war die Frage des Kooperierens. Wie wurde der Anspruch auf Partizipation eingelöst?

MH: Normalerweise findet Partizipation im Planungsprozess statt. Dann ist eigentlich alles determiniert. Hier bestand die Partizipation seitens des Bauherrn schon in der gemeinschaftlichen Umdeutung des als Wohnhaus nicht funktionierenden, leer stehenden Bürogebäudes. Das war extrem direkt und ungewöhnlich.

CM: Bei der Forderung nach Partizipation am Anfang geht es darum, möglichst viele Betroffene zu beteiligen. Wir wissen aber, dass in vielen Bauprozessen der Kreis der Betroffenen recht eng gefasst ist. Das Recht auf Partizipation kann nicht von allen gleichermaßen ausgeübt werden.

MH: Es ist natürlich faszinierend, wenn alles schnell gehen muss.

CM: In eurem Fall hatte jeder und jede der 280 BewohnerInnen dasselbe Recht auf Partizipation. Aber wenn ihr ein Bürohaus baut, haben nicht alle Beteiligten dasselbe Recht zu partizipieren.

MH: In der Pfeiffergasse wurden Leerflächen intuitiv belegt. Die BewohnerInnen haben nicht nur den Wohnraum ihren eigenen Bedürfnissen entsprechend gestaltet, sondern auch die Allgemeinflächen.

Entstanden ist eine Art Dorf in der Größe eines Hauses. Vom Friseur über den gemeinsam genutzten Garten bis hin zum Essbereich wurde intuitiv ohne langen Planungsprozess gestaltet. Ehrlicher und direkter kann ein Planungsprozess nicht erfolgen.

CM: Günter hat gesagt, dass es ohne ihn nicht ging. Partizipation heißt, dass ihr eine starke Rolle in diesem Prozess hattet.

GK: Da gibt es einen großen Unterschied zwischen den öffentlichen und den individuellen Bereichen. Bei den öffentlichen Bereichen funktioniert das zu hundert Prozent. Da geben wir etwas her, und es verändert sich täglich bzw. die NutzerInnen verändern es täglich nach ihren Bedürfnissen. Beim Individualbereich tun sie sich schwer, die Grundstruktur zu ändern. Auch die ändern sie natürlich täglich. Aber nicht anders, als wenn wir ein Haus planen und eine Grundstruktur schaffen. Wohin das Wohnzimmer kommt, entscheidet der Nutzer oder die Nutzerin. Aber ohne unser Zutun rühren sie die Grundstruktur eigentlich nicht an. Im Prinzip handelt es sich ja um ein mobiles System: Gefällt es mir heute da nicht, stelle ich es an einen anderen Platz.

GK: Zum Stichwort „Stadt“: Das, was an Stadt passiert, passiert größtenteils in einem Graubereich zwischen Legalität und Illegalität. Normalerweise müsste man, wenn man für 280 Leute kocht, eine richtige Küche haben, aber die BewohnerInnen des



Hauses Pfeiffergasse haben die Aufwärmküche, in der sie ganz normal kochen. Das ist das Einzige, was vielleicht nicht hundert Prozent stimmt. Ich wüsste aber nicht, was die große Problematik ist.

MH: Für die Wohnzwecke ist das Gebäude eigentlich nicht geeignet, das heißt aber nicht, dass es illegal ist, darin zu wohnen.

CM: Wir leben einerseits in einer sehr reglementierten Kultur. Das ist eine mögliche



Konfliktsituation für experimentelle, kurzfristige und dynamische Prozesse. Man könnte ein Geschäft eröffnen, aber wir haben eine Gewerbeordnung, die Voraussetzungen nötig macht. Wir könnten kochen, aber wir brauchen erst noch einen Dunstabzug.

GK: Im Prinzip funktioniert eine Stadt nur, weil gerade diese Graubereiche existieren. Die Stadt macht sich eigene Regeln, hat andere Gesetze. Wenn wir sagen, dass das Haus zu einer eigenen funktionierenden Stadt geworden ist, dann gibt es dort eigene Regeln. Du kannst dort nicht hineingehen und dir die Haare schneiden lassen. Ich darf es, weil ich Teil des Hauses bin. Die BewohnerInnen haben ihre eigene Ökonomie, die nur dort funktioniert. Es ist vergleichbar mit dem, was du in deinem eigenen Haus mit deiner Familie machst. Du fragst auch nicht beim Markt an, ob du deinem Sohn die Haare schneiden darfst.

CM: Ich verstehe das. Dennoch kann man nicht sagen, dass es kein Konflikt ist. Sonst wäre die ganze Frage, ob AsylwerberInnen arbeiten dürfen, obsolet.

GK: Natürlich gibt es diesen Konflikt. Er ist aber weniger bedeutend, als wir zu Beginn gedacht hatten. Wie können wir diese Marktwirtschaft in Gang bringen? Was haben wir für Zahlungsmittel? Ich kann es jetzt nicht sagen, im Haus Pfeiffergasse kommen sie ohne aus und regeln es anders. Vergütungen erfolgen nicht mit finanziellen Mitteln, sondern wir haben nach den Wünschen gefragt und z. B. eine bestimmte Schokolade mitgebracht. So bringt man etwas zum Laufen.

CM: Ich versuche es noch einmal anders. Es war immer unser Ansatz, zu sagen, dass das Projekt auch von der Stadt handelt. Das Haus funktioniert wie eine kleine Stadt. Wenn ich euch als Architekten und nicht als Hausmeister frage: Hat euch dieses Projekt auch etwas darüber gezeigt, wie die Stadt entwickelt werden könnte?

MH: Ja, natürlich. In Folge des Projekts haben wir eine Gastprofessur an der TU in Wien mit dem Titel „Urbane Zellstruktur“ bekommen, die sich genau mit jenen Dingen beschäftigt, die im Haus Pfeiffergasse intuitiv passiert sind, als das Gebäude mit unterschiedlichsten Nutzungen okkupiert wurde. Warum gibt es keine Gebäudestrukturen, die für solche Nutzungen geeignet sind? Warum gibt es leer stehende Bürogebäude, wo es doch unendlich viel Wohnungsbedarf gibt, nicht nur aufgrund der Flüchtlingssituation, sondern auch aufgrund des Zuzugs? Warum gibt es immer noch monofunktionale Gebäude, die nur eine Nutzung zulassen – entweder Wohnung oder Büro oder Industrie? Wie müsste eine Struktur aussehen, die all diese Bedürfnisse optimal bedient?

Wir glauben, dass es keinen Unterschied macht, ob es sich um ein Industrieviertel, ein Wohnviertel oder ein Bü-

roviertel handelt, sondern dass es darum geht, eine gewisse Vielfalt von Nutzungen nebeneinander passieren zu lassen.

Wir versuchen herauszufinden, wie Gebäudestrukturen beschaffen sein müssten, um genau das zu ermöglichen, denn wir glauben, dass das alles kein Widerspruch ist.

CM: Ihr hättet auch beschreiben können, was ihr erlebt habt, dann würdet ihr den NutzerInnen ein Handbuch geben, wie man die Stadt okkupiert. Jetzt entwickelt ihr eher die Hardware und sagt, wir machen die Stadt so, damit man sie leicht okkupieren kann.

MH: Wir fangen mit der Hardware an, die an die Ergebnisse der Okkupation angepasst ist und diese optimiert. Ich kann nicht sagen, dass das unser Wunsch ist – das wäre sarkastisch. Aber wir sind anfangs davon ausgegangen, dass dieses Know-how, das wir erarbeiten, auch auf andere leer stehende Gebäude transferiert werden kann. Dieser Teil ist mangels Notwendigkeit weggefallen.

GK: Das können wir nicht beantworten, das ist ein sozialpolitisches Problem. Ein Flüchtling hat mich in den ersten Tagen, als ich mit ihm in die Stadt gegangen bin, gefragt, warum die Caritas den Leuten, die auf der Straße herumliegen und betteln, nicht hilft. Er hat nicht verstanden, warum er eine Unterkunft und Essen bekommt und sie nicht. Offensichtlich gibt es eine Parallelgesellschaft. Unterschiedliche Notschlafstellen. Man unterscheidet zwischen AsylwerberInnen und anderen Notleidenden.

CM: Sprechen wir daher noch über den Begriff „Reporting from the fronts“. Mich hat immer gestört, dass es nur „front“ heißt – mich hat daran nicht so sehr irritiert, dass es die Front war, sondern, dass es Singular war.

GK: Ja, mich stört das Wort „front“ auch, weil es etwas Aggressives in sich trägt und es mit dem Thema überhaupt nichts zu tun hat. Wie bereits erwähnt: Wir planen den Bau für Menschen.

GK: Beispielsweise drei Pölder und ein Tisch. Im Männerstockwerk haben diese Allgemeinbereiche am besten funktioniert. Da hat sich unglaublich viel an Leben getan. Hier stimmt auch das Wort die auf der Straße herumliegen und betteln, nicht hilft. Er hat nicht verstanden, warum er eine Unterkunft und Essen bekommt und sie nicht. Offensichtlich gibt es eine Parallelgesellschaft. Unterschiedliche Notschlafstellen. Man unterscheidet zwischen AsylwerberInnen und anderen Notleidenden.

Eine andere berührende Geschichte ist die einer Frau, die bei unserem Eintreffen nicht ansprechbar war, weil sie so schwer traumatisiert war. Sie ist die lachende Näherin, die auch auf dem Plakat zu sehen ist. Ich kenne sie nur als lachende Näherin. Sie näht jetzt nicht mehr, weil es nichts mehr zu nähen gibt, aber sie lacht noch immer. Wir haben erfahren, dass man auch ohne



CM: Notunterkünfte braucht man keine mehr, aber Menschen, die eine Unterkunft benötigen, gibt es nach wie vor. Es ist für mich nicht nachvollziehbar, warum, nur weil es sich um eine Notunterkunft handelt, das Unterkunftsthema nicht mit einem Modell wie dem euren gelöst wird.

CM: Ich wollte eigentlich auf das „Reporting“ zu sprechen kommen. In der Zeitung Places for People berichten wir weniger von Gebäuden und mehr von Menschen, weniger von den Plänen und mehr von Schicksalen oder erfreulichen Entwicklungen.

GK: Dreihundert Leute sind wie eine kleine Stadt mit ganz verschiedenen Charakteren, allerdings mit dem Unterschied, dass es eine sehr plötzlich zusammengewürfelte, sehr multikulturelle und internationale Stadt ist. Trotzdem würde ich es mit einem ganz normalen Ort vergleichen. Der Großteil der NutzerInnen sind ganz normale Menschen, und natürlich gibt es auch Außenseiter. Eine Geschichte, die ich gerne erzähle, ist folgende: Nachdem es im Haus Pfeiffergasse einen Männerüberschuss gibt, ist leider eines der vier Stockwerke ein reines Männerstockwerk. Dort kam es auch am ehesten zu Konflikten. Als wir begonnen haben, das erste Großraumzimmer mit 16 Schirmen für Burschen zu bauen, haben wir es wie immer vorher besprochen. 15 Burschen waren anwesend, der 16. fehlte. Nachdem sich alle einig waren, wurde mit dem Aufstellen begonnen. Als der 16. nach Hause kam, hat er heftig randaliert, weil etwas ohne sein Wissen passiert war. Meine MitarbeiterInnen mussten flüchten. Es sollte schließlich niemandem etwas aufgezwungen werden. Am nächsten Tag sind die Burschen bettelnd an uns herangetreten, auch der Randaliierende, und haben uns gebeten, das Zimmer mit ihnen fertig zu bauen. Dieses Zimmer ist bei Weitem nicht das schönste, aber es ist dasjenige, das am meisten fotografiert wurde, weil es das lebendigste Zimmer ist.

Aus solchen Situationen haben wir viel gelernt. Wir dachten, dass wir wie Saatgut etwas streuen und daraus etwas wird, aber das Saatgut ist eher verschwunden.

CM: Was für Saatgut war das z. B.?

Geld und ohne Ressourcen viel bewirken kann. Der erste berührende Moment ereignete sich am ersten Tag. Es waren ca. zweihundert Leute anwesend, als Martin damals den Schirm präsentierte. Kaum war die Präsentation abgeschlossen, kam der Heimleiter und fragte uns, ob wir eine fünfköpfige Familie unterbringen können. Darunter war eine hochschwangere Frau. Da das Haus voll besetzt war, mussten wir den Dokumentationsschirm so präparieren, dass wir eine Familie unterbringen konnten. Zufällig hatten wir die fünf davor auf der Straße getroffen, weil sie uns nach einer Adresse gefragt hatten. Sie erzählten, dass sie aus einer Notunterkunft kommen und jetzt eine Wohnung bekommen würden. Das war ein Missverständnis. Sie waren nur von einem Notquartier in ein anderes geschickt worden. So haben wir sie dann weinend wiedergefunden. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil das Quartier meiner Meinung nach zu klein für sie war, aber man kann nur geben, was man hat. Ich musste dann weg, und die Familie hat das Quartier bezogen. Eine halbe Stunde später erhielt ich die ersten Fotos, die aussahen wie aus einer Home-Story. Als ich nach einer Stunde wiederkam, sah ich eine freudestrahlende Familie. Mit ihren wenigen Habseligkeiten hatte sie den wenigen Raum geschmückt und in eine schöne, persönliche Wohneinheit verwandelt.

BewohnerInnen bei der Vorstellung des Projektes



HOME MADE
Textilmodul. In einem
privaten Garten



Foto: Caramel Architekten

SOCIAL FURNITURE

Anfang des Jahres 2016 übersiedelte das Designteam EOOS einen Teil seines Büros in eine 18.000 Quadratmeter große ehemalige Zollamtsschule in Wien Erdberg, die zu diesem Zeitpunkt sechshundert allein reisende Flüchtlinge beherbergte. Innerhalb weniger Monate konnten in den vor Ort eigens eingerichteten und in Zusammenarbeit mit den Klienten der Caritas betriebenen Werkstätten Hunderte Möbelemente für die bessere Ausstattung

der gemeinschaftlichen Flächen produziert werden. Doch trotz hoher Nachfrage stapeln sich inzwischen zahllose Küchenelemente im Lager, die dringend für die Umstellung von externem Catering auf interne Selbstversorgung benötigt werden. Zum Ende der Architektur-Biennale berichten Harald Gründl und Lotte Kristoferitsch von EOOS, wie es zur Unterbrechung dieses erfolgreichen Modellversuchs kommen konnte.

Im Gespräch mit Christian Muhr, Wien, November 2016

CM: In zwei Tagen geht die Architektur-Biennale 2016 zu Ende. Das ist ein guter Zeitpunkt für eine Zwischenbilanz. Wie genau vor einem Jahr findet auch unser heutiges Gespräch im EOOS-Büro in der Zelinkagasse statt. Als eine der ersten Initiativen habt ihr im Jänner 2016 ein eigenes Projektbüro im Haus in der Erdbergstraße eingerichtet. Betreibt ihr dieses Büro immer noch?

HG: Ja, das Büro gibt es nach wie vor. Wir haben dort aber nicht nur ein Büro, sondern auch eine Werkstatt eingerichtet. Im Selbstverständnis von EOOS ist ein Büro immer auch eine Werkstatt. Beides gehört für uns zusammen und bildet einen integralen Teil unserer Arbeit.

LK: Der Anteil der rein administrativen Arbeiten in Erdberg hat in letzter Zeit abgenommen. Aktuell dient das Erdberg-Büro deshalb hauptsächlich dazu, die Werkstatt organisatorisch zu unterstützen.

CM: Wie oft seid ihr noch dort?

LK: Wir sind permanent auf irgendeine Weise involviert. Entweder ist jemand von uns vor Ort oder wir stehen per Telefon oder E-Mail in Kontakt. Es vergeht kein Tag, an dem sich nicht jemand aus dem Haus Erdberg bei uns meldet, weil etwas gebraucht wird oder zu tun ist.



CM: Welche Anliegen stehen dabei im Vordergrund?

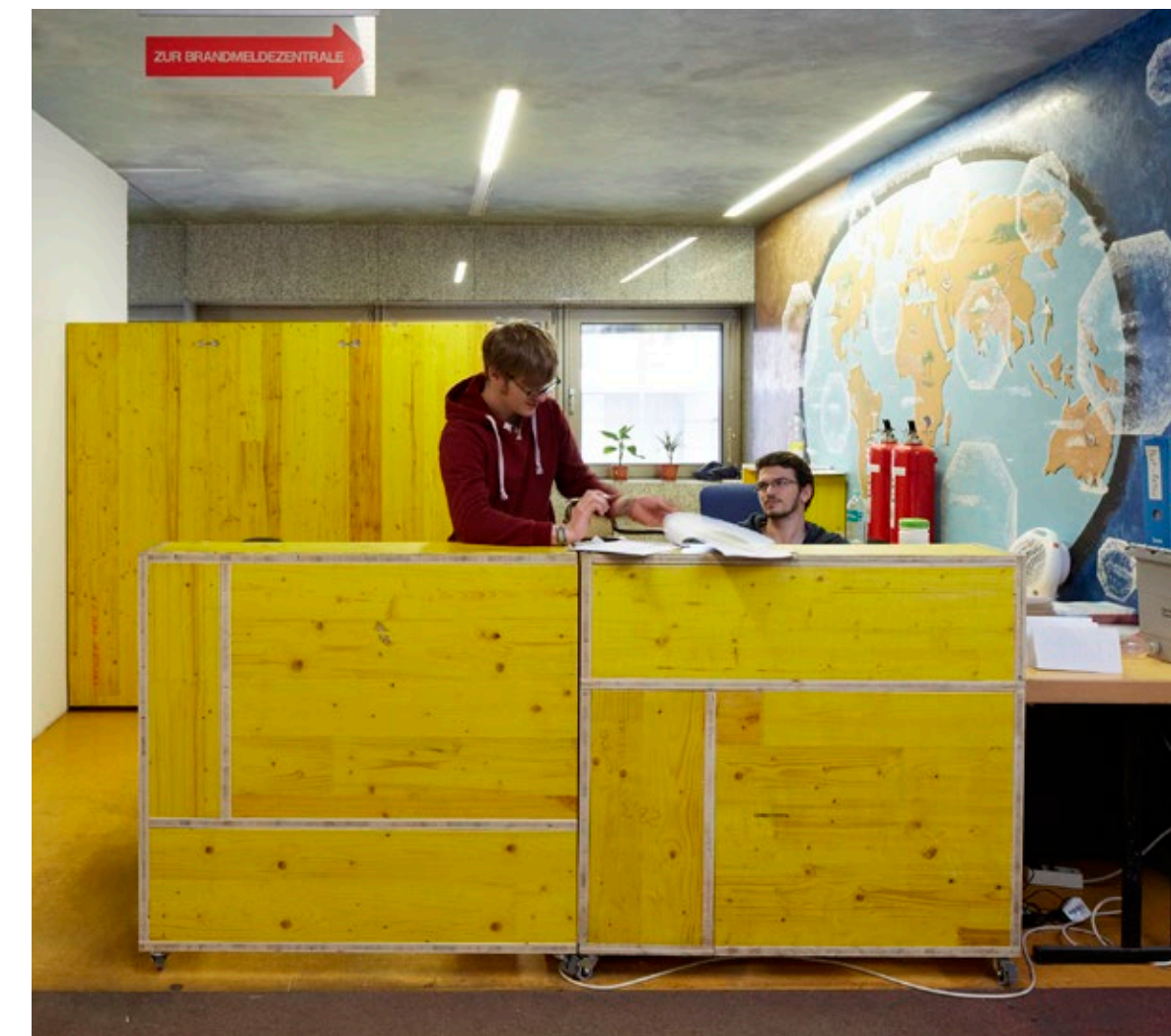
LK: Am Wochenanfang wollen die Werkstättenleiter von uns wissen, was jeweils produziert werden soll. Im Moment werden gerade Bänke gebraucht und deshalb auch gebaut. Vor zwei Wochen wurden die Möbel für den Pop-Up-Store der Caritas produziert, der in den nächsten Tagen auf der Mariahilfer Straße eröffnet wird. Klassische Beschaffungsvorgänge für die Werkstatt gehören aktuell zu unseren Hauptaktivitäten.

abgesehen von den LeiterInnen zwei bis vier Leute gleichzeitig in der Werkstatt.

CM: Seit wann existiert die Werkstatt?

LK: Seit Anfang März 2016. Wir haben mit einem ganz kleinen Raum begonnen. Mittlerweile gibt es fünf Räume: zwei Werkstätten, zwei Lagerräume und einen Sozialraum.

CM: Wie kompliziert war es, in einem Büro- und Verwaltungsgebäude aus den 1970er-Jahren kurzfristig eine Werkstatt einzurichten?



Empfangsdesk im Haus Erdberg

nur therapeutisch mit den Menschen „baseteln“, sondern vor allem eine signifikante Menge von Möbeln produziert. Dieser Output wird heute für das Haus erzeugt,

Wir arbeiten zwar mit professionellen Maschinen, aber alle Geräte sind so klein und leicht transportierbar, dass quasi die ganze Werkstatt in den Kofferraum eines Autos passt.

Die Absaugung beispielsweise geht in einen Staubsaug, der im selben Raum steht.

CM: In welcher Größenordnung bewegt sich ungefähr der Output dieser Werkstatt?

HG: Seit März wurden rund zwanzig Tonnen Material, eine Materialspende der Firma Umdasch, verarbeitet und an die achthundert Einzelmöbel hergestellt. Vor allem die soziale Wirkung der Werkstatt ist enorm. Mittlerweile haben dort zweihundert Menschen mitgearbeitet, also ein Drittel der Bewohner. Wenn in diesem riesigen Gebäude irgendwo ein Möbel auftaucht, dann wird es meistens auch von den Personen wiedererkannt, die es ursprünglich zusammengeschraubt haben.

Neben der gemeinsamen Produktion ist diese Art der Aneignung ein ganz wichtiger Aspekt. Dennoch nennen wir die Werkstatt gerne „Möbelfabrik“, auch um zu signalisieren, dass wir dort nicht



Möbel aus dem SF Katalog beim urban7e Festival 2016

aber wir alle sehen das Potenzial, dass die Möbelfabrik in Zukunft auch für andere Locations und andere Auftraggeber produziert.

CM: Die MitarbeiterInnen wechseln sich laufend ab, oder gibt es Leute, die kontinuierlicher dort arbeiten?

LK: Generell ist die Werkstatt als „Radl“ organisiert, damit alle Bewohner, die möchten, dort auch mitarbeiten können. Es gibt allerdings einige, die öfter arbeiten oder weil sie sich einfach oft anmelden. Die NGOs bemühen sich um eine gerechte Zuteilung, denn durch die Zuverdienstgrenze ergibt sich die Beschränkung, dass niemand mehr als maximal eine Woche im Monat durchgehend arbeiten darf.

CM: Kannst du etwas zur Entlohnung sagen?

LK: Die Höhe des therapeutischen Taschengelds ist im Grundversorgungsgesetz geregelt und beträgt zwischen drei und fünf Euro pro Stunde mit einer Verdienstobergrenze von 110 Euro im Monat.

CM: Außerdem läuft ja immer noch eine Diskussion, was überhaupt als gemeinnützige Tätigkeit gelten soll. Derzeit findet leider ein regelrechter Wettlauf um immer noch restriktivere Rahmenbedingungen statt, was die Lage für alternative Ansätze noch schwieriger macht. Die Werkstatt ist Teil eines ganzen Bündels von Maßnahmen, die ihr gesetzt hat, um unterschiedliche Kreisläufe innerhalb des Hauses in Gang zu bringen.

HG: Unser Ziel ist, eine Art alternative Ökonomie einzurichten, zumindest partiell. Wir suchen nach Möglichkeiten, die Autonomie und die Selbstbestimmung der Bewohner zu fördern und das Haus

aus der kompletten Betreuung in Richtung Selbstversorgung zu steuern. Auch wenn sich das als schwierig erweist, so halten wir diese Utopie weiterhin hoch.

CM: Das klingt schon etwas abgeklärt. Hat der Glaube daran in der Zwischenzeit gelitten?

HG: Der Glaube ans Modell hat keinesfalls gelitten, aber man muss realistisch sehen, wo man es wie am besten umsetzen kann. Die Werkstatt konnten wir schnell realisieren, andere Elemente des Konzepts harren noch der Umsetzung. Wir treiben die Dinge in Erdberg voran, aber natürlich denken wir auch über andere Orte und andere Kontexte nach.

CM: Eine Hauptschwierigkeit liegt wohl darin, diese „Gemeinwohlonomie“ innerhalb des vorgegebenen politischen Rahmens umzusetzen.

HG: Wir kennen die geltenden Regeln natürlich nicht bis ins kleinste Detail. Es gibt aber eine Episode, die ich schon bezeichnen finde, nämlich dass nach einer Pressekonzferenz, die wir gemeinsam mit Klaus Schwertner, dem Generalsekretär der Ca-

ritas, und Andreas Ludwig, dem Vorstand der Umdasch-Gruppe, die das Projekt wie erwähnt großzügig mit Sachspenden unterstützt, eine Anzeige eines liberalen Bezirkspolitiklers eingegangen ist. Erstens wegen Verletzung des Gewerbebereichs und zweitens wegen „Loan-Dumping“. Eine Überschrift in der Zeitung Die Presse hatte gelautet: „Umdasch lässt Flüchtlinge Möbel bauen.“ Diese Schlagzeile führte dann zu dieser Reaktion.

CM: Ich habe diesen Artikel in der Presse sogar gelesen. Er beschreibt das Projekt aber als Erfolgsmodell, was es in meinen Augen auch absolut ist. Ich hatte eigentlich nur positive Reaktionen erwartet.

HG: Der Bericht an sich war auch sehr positiv, aber die Überschrift hat offensichtlich Menschen provoziert, die Angst vor Verdrängung haben.

CM: Ein liberaler Politiker müsste eigentlich dafür plädieren, den Anteil an Vorschriften zu reduzieren.

HG: Oder er versucht, sie als Argumentation einzusetzen, Flüchtlinge außer Landes zu bekommen.

CM: Aber auch das entspricht absolut nicht einer liberalen Linie. Auf dem Cover des Economist, der wirklich ein liberales Medium ist, war hingegen zu lesen: „Let them in, let them work!“ Wir müssen abwarten, wie es mit dieser Anzeige weitergeht. Deshalb nochmals zurück zu den Möbeln: Ausgehend von eurer Analyse der fehlenden Infrastruktur und Möblierung in Erdberg habt ihr eine Familie von Möbelementen entwickelt, die dort, aber auch woanders eingesetzt werden kann. Könnt ihr noch etwas über das Potential dieser „Social Furniture“ sagen? Ihr habt dazu ja einen Katalog publiziert.

Foto: Janosch Hecht

HG: Der aktuelle Stand ist tatsächlich auf die wichtigsten Bedürfnisse im Haus Erdberg ausgerichtet. Das mobile Küchenschränkelement, das ein Teil der Küche ist, aber im individuellen Raum der Klienten steht, war der erste große „Roll-out“ des Programms. Kurz vor dem Ramadan wurden dreihundert Möbel ausgeliefert – zusammen mit den Zimmerschlüsseln. Diese kontextbezogene Lösung ist exakt auf die räumlichen Gegebenheiten und die Bedürfnisse der Bewohner zugeschnitten, um wenigstens eine teilweise Selbstversorgung der Menschen zu ermöglichen. Den größten Teil der Produktion bilden siebenhundert Möbel für die dreißig Gemeinschaftsküchen. Sie sind zu einem großen Teil bereits produziert, türmen sich in allen Ecken des Hauses bis zur Decke und warten darauf, ausgeliefert zu werden. Diese Küchen sollen das gemeinschaftliche Kochen unterstützen. Das Material ist ortsspezifisch und hat Signalwirkung. Diese archetypischen Möbel eignen sich für Häuser, in denen Asylsuchende untergebracht sind, aber auch für alle Lebensbereiche, in denen das gemeinschaftliche Leben, Wohnen und Arbeiten ein wichtiges Thema ist.



Die Umstellung von externem Catering auf Selbstversorgung ist eines der wichtigsten Anliegen der betreuenden NGO.

In unserem Möbelmanifest steht, dass es keine Möbel für Sozialbedürftige sind, sondern Möbel, die den sozialen Zusammenhalt unterstützen.

CM: Warum stapeln sich die Möbel?

HG: Die Küchen sollten über den Sommer hergestellt und im Herbst ausgeliefert werden, aber es kam zu einer Verzögerung, weil der Fonds Soziales Wien feststellte, dass es noch keine rechtlichen Grundlagen für Gemeinschaftsküchen gibt. Nun wurde beim Fonds Soziales Wien eine eigene Position geschaffen, die sich damit befasst. Offenbar wird nicht gewünscht, das Thema mit uns Kreativschaffenden zu erarbeiten. Daher warten wir, bis man uns die Liste mit den Kriterien, wie eine Küche auszusehen hat, auf den Tisch legt. CM: Nun habt gerade ihr enorm viel Erfahrung, was Küchen angeht. Geht es um gestalterische Grundlagenforschung oder um juristische Standards?

EOOS

„Mit seinen aktuell rund 10 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und einem hochkarätigen, internationalen Kundenkreis zählt das 1995 von den drei Partnern Martin Bergmann, Gernot Bohmann und Harald Grundl in Wien Studio EOOS heute zu den produktivsten und profiliertesten Designteams in Europa.“

LK: Nein, es geht um die Festlegung von Standards, die in jedem Haus eingehalten werden. Wenn es an einem Ort nicht so aussieht, wird nicht gefördert.

CM: Aber ihr habt ja bereits Prototypen entworfen.

HG: Stimmt, und wir haben diese auch mit dem Fonds Soziales Wien abgestimmt und zwei Pilotküchen gebaut, die jetzt, im Dezember 2016, seit vier Monaten in Betrieb sind. In jenem Bereich, wo Familien untergebracht sind, werden die Pilotküchen genutzt. Geplant ist aber ein großflächiger Einsatz, etwa für je zwanzig Menschen eine Küche, die in einem Brandabschnitt untergebracht ist und sich gut als Treffpunkt eignet.

CM: Könnte man eine solche Gemeinschaftsküche privat einsetzen?

HG: Ja, das wäre sofort möglich.

CM: Und warum sind im Haus Erdberg bisher nur zwei in Betrieb?

HG: Weil für die anderen zum Teil erst die räumlichen Ressourcen hergestellt werden müssen. Außerdem ist es eine Frage der Finanzierung. Die Caritas würde die Investition vorfinanzieren, wenn es ein Rückzahlungsmodell gäbe. Nachdem der Fonds Soziales Wien aber selbst

der Mieter ist, können wir nicht einfach irgendwelche Küchen reinstellen. Es müssen also leider immer noch rechtliche und vertragliche Fragen geklärt werden, bevor mehrere Küchen in Betrieb gehen können.

LK: Gleichzeitig kommen die Möbel an vielen anderen Orten zum Einsatz. Wir haben die Bauleitungen ins Netz gestellt, damit sie jedermann nachbauen kann.

Es ist ziemlich komplex, Möbel so einfach zu gestalten, dass jemand, der bei null beginnt, nichts falsch machen kann.

CM: Gut, dass du das ansprichst. Man kann sich den Katalog über eure Website herunterladen. Könnt ihr etwas über die Resonanz sagen?

LK: Wir haben bisher über 2.500 Downloads und bereits einige Hundert verkaufte Bücher. Aus den Rückmeldungen erfahren wir, dass die Leute die Anleitungen zwar sehr praktisch finden, aber in Wahrheit würden viele die Möbel lieber gebaut bekommen, als sie selbst zu bauen. Es gibt durchaus Leute, die die Möbel nachbauen und Bilder davon online stellen, aber die Bereitschaft zum Selbstbauen besteht nicht in dem Ausmaß, in dem wir uns das vorgestellt haben. Stattdessen existiert ein Markt, den wir bedienen könnten, wenn wir eine eigene Werkstatt hätten, in der wir nach Bedarf anfertigen und einen eigenen Shop für den Verkauf führen könnten.

CM: Wie konkret sind die Überlegungen in diese Richtung?

HG: Wir planen, zunächst den Realisierungskontext von der Arbeit, die im Haus fürs Haus passiert, zu Menschen mit Fluchterfahrung zu verschieben, die schon arbeiten dürfen. Wir möchten das Einsatzgebiet erweitern auf das soziale Wohnen oder auf Baugruppen, die ihre Küche selbst bauen. Seit der Biennale-Eröffnung sind wir mit vielen Akteuren in Kontakt, von Hilfsorganisationen bis zu Stiftungen. Es ist ein schöner Erfolg, dass



sem Projekt wollen wir kein „Signature-Design“ betreiben.

CM: Obwohl es schon auch formale Hinweise auf die Designsprache von EOOS gibt, habt ihr eure Handschrift zugunsten der Herstellungslogik zurückgefahren.

HG: Ja, wobei die vollkommene Minimalisierung und der Versuch, die Essenz von Dingen herauszuarbeiten, starke Motive in unserem Design sind, die Wiedererkennungswert besitzen.

CM: Ihr arbeitet sonst für internationale Möbelhersteller. Was ist bei „Social Furniture“ von den Abläufen her anders?

HG: Radikal anders ist, dass wir in diesem Fall nicht nur Objekte entwerfen, sondern den Realisierungskontext mitgestalten und betreuen.

LK: Auch die Feedback-Schleife ist eine andere. Wenn ein Endkunde etwas an der Küche auszusetzen hat, geht er in den Showroom und ruft nicht bei uns an. In Erdberg, wenn jemand etwas nicht passt, sagt er uns das am Gang.

CM: In diesem Fall habt ihr auch eine andere Verantwortung als beim Käufer einer Luxusküche, der sich normalerweise nicht in einer existenziellen Notlage befindet. Könnt ihr schon sagen, was das Projekt



„Social Furniture“ eure zukünftige Designarbeit inspirieren wird?

HG: Unsere Kunden aus der Möbelbranche reagieren sehr positiv auf das Projekt. „Social Furniture“ will auch ein Zeichen setzen, aber zunächst sind es extrem reduzierte Möbel, die kompromisslos umsetzbar sind. Eines unserer Poster, das auch im Buch über die „Cooked Kitchen“ abgebildet ist, zeigt die ausgelegten Töpfe und nicht, was sich alles in Schubladen verklemt.



Aus dem breiten Spektrum ihrer Erfahrungen, das vom Produkt- und Möbel-design über Raumgestaltungen bis zum Social Design reicht, schöpfte das Team auch im Rahmen ihrer Intervention für die Initiative „Orte für Menschen“ anlässlich der Architektur-Biennale. Das Open-Design-Manual „Social Furniture“ folgt dem generellen Anspruch, die Essenz eines Objektes herauszuarbeiten um das Design maximal zu reduzieren.

www.eoos.com

„Social Furniture“ formuliert auf sehr radikale Weise die Frage, was man zum Leben wirklich braucht.

CM: Wenn ihr euer Projekt selbst bewertet: Worin seht ihr bisher die größten Schwierigkeiten?

UN/COMMON SPACE – UN/DEFINED LIVING

Die Öffnung des Zauns zum Park einer ursprünglich hermetisch abgeschotteten Industriezentrale in einem Wiener Arbeiterbezirk war die erste Maßnahme, die die next ENTERprise gemeinsam mit dem Eigentümer jener Immobilie umsetzen, um diese für ein experimentelles Wohnprojekt zu adaptieren. Mittlerweile betreibt die Caritas dort auf zwei Etagen das HAWI, eine Unterkunft für junge Menschen, in

der unbegleitete minderjährige, aber auch junge erwachsene Flüchtlinge gemeinsam mit StudentInnen wohnen. Kurz nach Erstbezug der ersten entwickelten Raum-im-Raum-Module im Jänner 2017 berichten Marie Therese Harmoncourt und Ernst J. Fuchs über ihre Vorstellung von hybridem Wohnen und ihre Erfahrungen aus einem intensiven Prozess mit vielen AkteurenInnen.

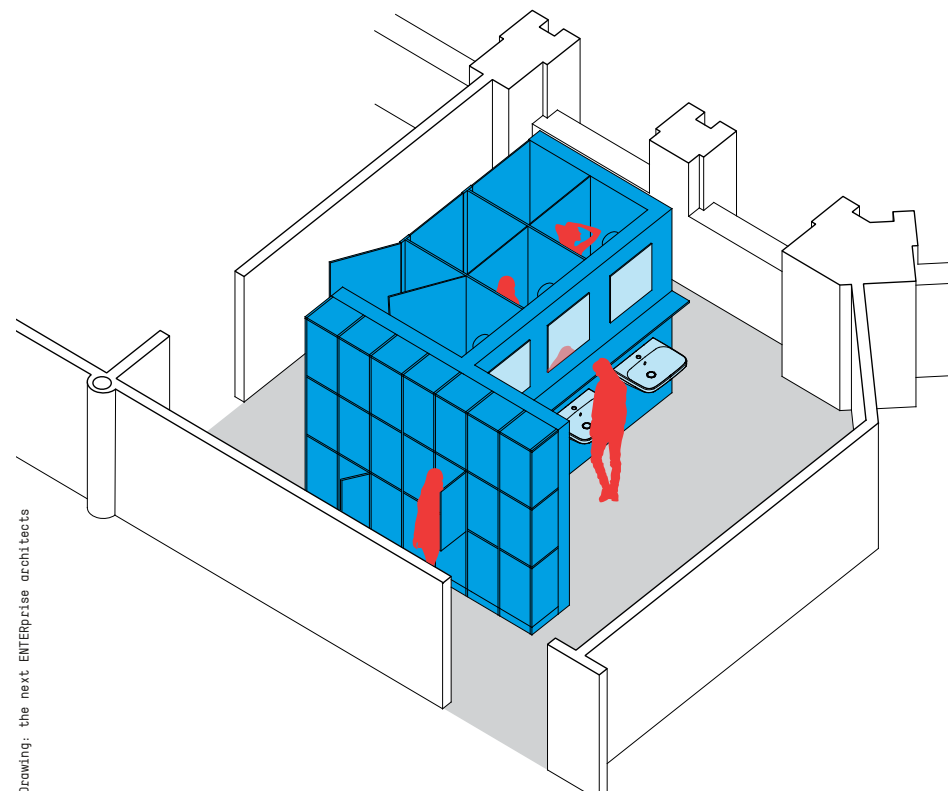
Im Gespräch mit Christian Muhr und Sabine Dreher, Wien, Dezember 2016 und Jänner 2017

CM: Ihr seid ein forschungsfreundliches Büro, das auch ein Herz fürs Evaluieren, für die Entwicklung von Dingen hat. Euer Konzept für den Standort Kempelenpark hatte einen Fokus auf Raum-in-Raum-Module, quasi ein Vehikel, mit dem ein Bürogebäude temporär als Wohnraum adaptiert werden kann. Könnt ihr mir etwas über das Schicksal eurer Prototypen erzählen?

EJF: Zwei Hawis wurden vorab in den noch leeren Räumlichkeiten zu Testzwecken aufgestellt. In ein Gästebuch schrieben die ProbeschläferInnen Anmerkungen, die in die Weiterentwicklung der Hawis eingeflossen sind. Im Dezember 2016 schließlich konnten zwölf Hawis aufgestellt werden. Momentan wird ein Zimmer mit vier Hawis von nachbetreuten Flüchtlingen, die innerhalb des Heims Zimmer tauschen wollten, bewohnt. Zu Semesterbeginn im März werden die Kartener neu gemischt, wenn wieder neue Stu-

dentInnen dazukommen. Wir sind schon sehr gespannt auf das Feedback der BewohnerInnen, nachdem sie sich eingelebt haben.

MTH: Die Boxen sind für uns wie kleine „Häuser mit Vorgarten“, die in einem Bürogebäude platziert werden, wobei die NutzerInnen verhandeln können, wie sie mit dem verbleibenden gemeinsamen Raum umgehen. Nachdem es nicht möglich ist, die bevorzugten Einzelzimmer zur Verfügung zu stellen, wollten wir testen, ob diese kleinen Einheiten das Bedürfnis, etwas sein Eigen nennen zu können, unterstützen und so auch die Bereitschaft für gemeinschaftliches Agieren fördern. Wir sehen diese Möglichkeit als temporäre Wohnform für Menschen, die in prekären Verhältnissen leben oder eine andere Art des Wohnens erproben wollen. Es ist noch zu früh, dazu qualitativ etwas aussagen zu können. Erste Rückmeldungen von BewohnerInnen aus einem Raum, der mit vier Hawis belegt ist, ergeben, dass vor allem die Möglichkeit, sich zurückzuziehen, um sich aufs Lernen zu konzentrieren, geschätzt wird.



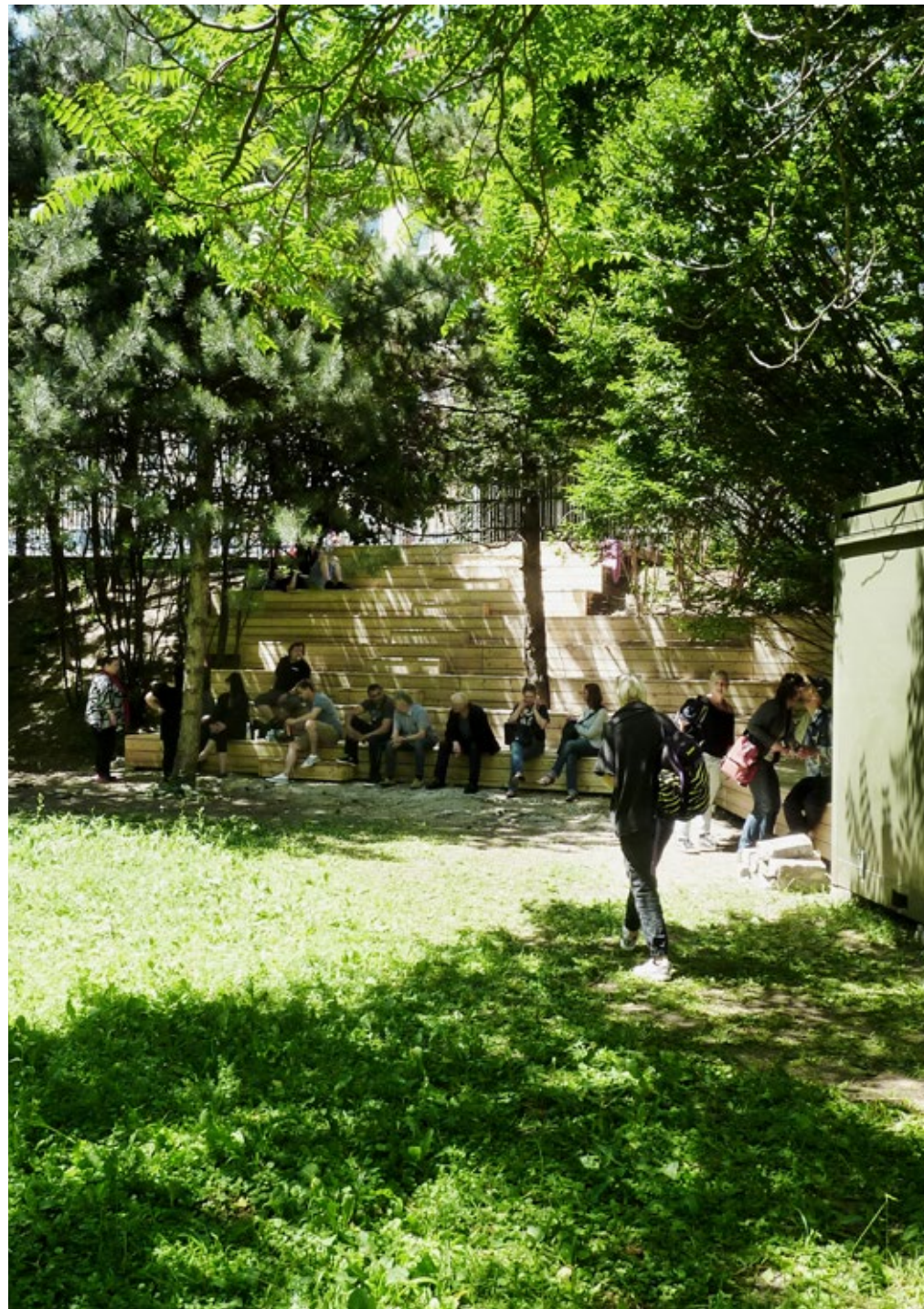
CM: Ein wichtiger Aspekt des Raum-in-Raum-Konzepts ist seine Eignung, durch das Aufklappen und Falten Verbindungen oder Raumzonen zu erzeugen.

EJF: Ja, das stimmt, die paraventartigen Türen geben BewohnerInnen die Möglichkeit, sich mehr oder weniger zum gemeinschaftlich nutzbaren Bereich zu öffnen bzw. diesen für sich selbst zu beanspruchen. In der Testphase mit zwei gebauten Prototypen hat das sehr gut funktioniert. Ursprünglich haben wir Raum-in-Raum-Elemente auch in den Gemeinschaftsflächen als Rückzugsbereiche zum „Knoten“, „Tratschen“, „Chillen“, Spielen oder auch Lesen vorgesehen, als Impuls, um den Gemeinschaftsraum zu aktivieren, denn wir wissen, wie schwer es ist, den ersten Strich auf ein leeres Blatt zu setzen.

SD: Auf den Tag vor einem Jahr habt ihr dieses Gebäude zum ersten Mal besichtigt. Was freut euch am meisten, wenn ihr heute hierher kommt?

EJF: Der Standort mit seinen ca. 26.000 Quadratmetern Bruttogeschossfläche repräsentiert auf eine sehr intensive Weise, was wir unter Hybridisierung verstehen. Das begann schon mit der Übernahme des ehemaligen Verwaltungsgebäudes und der daraus resultierenden Durchmischung von Büroflächen und Einrichtungsrichtungen. Durch unsere Kooperation mit der Caritas sind nun auch neue Wohnformen dazugekommen, die alle aus der Struktur des Gebäudes abgeleitet wurden.

Die einen kommen hierher zum Arbeiten oder zum Lernen, die anderen zum Schlafen.



Am Kempelenpark ist eine Adresse an der Bewohner- und AnrainerInnen aufeinandertreffen

CM: Das Raum-in-Raum-Konzept habt ihr aber ursprünglich für eine andere Immobilie entwickelt.

MTH: Das Konzept haben wir prototypisch für Bürogebäude konzipiert, die temporär zur Verfügung gestellt werden. Daher ließ es sich auch hier umsetzen. Einzig die Dusch- und Kücheneinheiten konnten wir nicht wie die Hawis nach dem Prinzip „Plug & Play“ als mobile Einheiten, die man einfach an den Strom bzw. ans Wasser anschließt, umsetzen. Diese Elemente prototypisch zu entwickeln ist

für die kurze Zeit, die uns zur Verfügung stand, zu komplex.

CM: Wie habt ihr diese Idee adaptiert?

EJF: Es ist gelungen, die Duschen zwar als Fixeinbauten, aber dennoch als Raum-in-Raum-Elemente zu installieren, was sowohl bautechnisch als auch konzeptionell Sinn macht, wenn der Bestand möglichst unberührt bleiben soll. Unser mobiles Raum-in-Raum-Konzept hat der Caritas gefallen, und es entstand die Idee, das Potenzial der Hawis im Rahmen eines Heims für StudentInnen und nachbetreute Flüchtlinge prototypisch zu testen.

CM: Gab es darüber hinaus noch Adaptierungsbedarf?

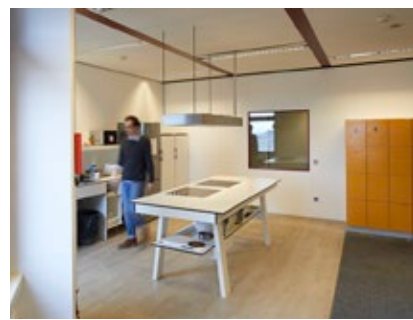
MTH: Wir haben die Grundrisspläne gemeinsam mit der Caritas konzipiert und auf deren vielfältige Wünsche reagiert, z.B. sollten mehr kleine Zweibettzimmer mit Trennwänden eingepplant und zusätzlich zum StudentInnenheim noch drei UMF-WGs integriert werden. Unser ursprünglicher Masterplan hätte mehr Bestandsstruktur belassen, mehr Wände weggenommen, als neue hinzugefügt, also mehr Offenheit und Variabilität gehabt. Wir hätten die Bestandsstruktur nur gereinigt, statt sie gänzlich neu zu übermalen, und die Raum-in-Raum-Elemente, die für Privatheit und Rückzugsmöglichkeit stehen, bewusst in den vorhandenen Büroräumlichkeiten samt allen Spuren, der spezifischen Infrastruktur und Atmosphäre als aneinbare Fläche gegenübergestellt. Wir wollten dem Ganzen ein spezifisches Profil geben, das etwas anderes kann als ein Standard-StudentInnenheim, indem es mehr Raum für Selbstgestaltung durch die einzelnen BewohnerInnen eröffnet. Wir hätten die Bestandswände nicht gestrichen, um das Selbstverständnis, selbst aktiv den Raum zu nutzen, herauszufordern. In der definitiven Umsetzung war das der Caritas zu „extrem“ oder auch zu riskant. Immerhin war ja das Konzept, ein Heim mit Stu-

den Kommunikationsräumen – ihr habt also das, was im kleineren Maßstab im Gebäude passiert, auch auf die Immobilie angewendet, indem ihr sie an die Umgebung ange dockt habt. Podeste, Stiegen, auf denen man sitzen kann, Abgänge, Zonen, die dem Gelände folgen und die man benutzen kann.

EJF: Im Außenbereich war für uns das Lustvolle, darüber nachzudenken, wie man die bisherige Isolation zwischen dem

dentInnen und Flüchtlingen zu machen, auch für die Caritas ein Pilotprojekt. Jetzt ist es eine Mischform, die es dennoch ermöglicht, Teile des Konzepts zu testen. So wurden die Dusch- und Kücheneinbauten, die prinzipielle Platzierung der Gemeinschaftsbereiche mit Öffnungen zum Gang und zwölf Hawis – vier pro Raum – sowie die Option eines „Fernraums“ im Außenbereich umgesetzt.

CM: Zurück zum Anfang: Ein zweites wichtiges Thema für euch ist die Öffnung des Hauses, die Vernetzung, die Schaffung



den Kommunikationsräumen – ihr habt also das, was im kleineren Maßstab im Gebäude passiert, auch auf die Immobilie angewendet, indem ihr sie an die Umgebung ange dockt habt. Podeste, Stiegen, auf denen man sitzen kann, Abgänge, Zonen, die dem Gelände folgen und die man benutzen kann.

EJF: Im Außenbereich war für uns das Lustvolle, darüber nachzudenken, wie man die bisherige Isolation zwischen dem

Foto: the next ENTERprise architects

ist, manchmal Beschwerden gibt, dass es abends zu laut ist, kann man das als unangenehmen Nebeneffekt verstehen, aber auch als Bestätigung, dass die Zirkulation im Außenraum funktioniert.

CM: Eure Untersuchung hat gezeigt, dass eine so große Immobilie bei reiner Büro-nutzung wie ein Klotz im Bezirk steht, während Aktivität und eine zusätzliche Wohnnutzung ein ganz anderes Gefühl von Urbanität vermittelt. Der laufende Prozess ist also auch in eurem Sinne?

MTH: Absolut. Alle sind froh über das gute Zusammenspiel. Ursprünglich wollten wir ein großes Stück Zaun öffnen, was aber nicht umsetzbar war, denn ein Privatgrundstück für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen stellt ein Haftungsrisiko für den Eigentümer dar. Deshalb funktioniert der neue Kempelenpark wie ein öffentlicher Park, der am Abend zugesperrt wird. Es war ein Glück, dass der Eigentümer bereit war, sich darauf einzulassen. Wir haben gemeinsam die Stelle im Zaun bestimmt, die sich am besten für das Öffnen eignet, und versucht, sie räumlich so mit dem Außenraum zu verbinden, dass zirkulierende Bewegungen möglich sind.

CM: Wenn ich unser Gespräch zusammenfasse: Die Idee des Stadtbausteins konnte noch nicht vollständig evaluiert werden, aber es gibt schon Erfahrungen zu den Effekten, die entstehen, wenn das Implantat mit der Umwelt in Berührung kommt. Einerseits wehrt die Stadt ab, und andererseits freut sich die Stadt, weil endlich kommt, was sie braucht. Inwiefern musset ihr die Prozesse moderieren?

MTH: Im Fall der Außenraumintervention war es so, dass Recherchen im Vorfeld durch Philipp Furtenbach und Erfahrungen der Gebietsbetreuung gezeigt hatten, dass die Ankerbrot-Siedlung einen Gemeinschaftsraum und das benachbarte Kreta-Viertel Freiraum braucht. Man wusste auch, dass im politischen Umfeld Ängste gegen Flüchtlinge geschürt werden.

Es wurde daher von Beginn an seitens des Eigentümers großer Wert auf eine aktive Moderation mit allen Beteiligten gelegt.

Der Künstler Philipp Furtenbach wurde in den Prozess einbezogen, zudem wurde ein wöchentliches Treffen aller Projektbeteiligten, AkteurInnen und interessierten AnrainerInnen installiert. Das Projekt „Am Kempelenpark“ wurde den AnrainerInnen im Rahmen einer Veranstaltung präsentiert, und bei einem Eröffnungsfest wurde gemeinsam gefeiert – leider noch ohne die BewohnerInnen des StudentInnenheims, das zu dem Zeitpunkt noch nicht fertig war.

EJF: Planungsprozesse sind immer ein Ping-Pong-Spiel, je mehr Feedback von den Planungsbeteiligten kommt, umso kreativer gestaltet sich die Entwicklung des Projekts. Wir als PlanerInnen geben Inputs und versuchen, gewisse Reaktionen in gedankliche Fernreisen zu lenken und einen heiteren Pragmatismus zu provozieren. Bei der Außenrauminstallation mit Verbindungsweg und den tribünenartigen Strukturen hatten wir im Bereich des Parks die „Schautreppe“ aus dem griechischen Theater vor Augen, ohne zu wissen, wie sie letztendlich genutzt werden. Ein-



fach um dort in der Mittagspause sitzen zu können oder auf jemanden zu warten. Mittlerweile haben hier schon musikalische Darbietungen stattgefunden, und vielleicht wird dort auch tatsächlich einmal Sprechtheater aufgeführt. Auf jeden Fall machen sie den Park durchlässiger und lebendiger. Was ich wissen wollte: Was bezeichnetest du als Implantat?

CM: In euren Darstellungen ist der Blick von oben dominant, der klassische Architektenblick. Deswegen kam mir die Assoziation mit dem Implantat.

Wir bezeichnen beide Interventionen als Infrastruktur, die keine Funktionen vorgibt, außer dass sie verbindet.



Urbanität Design Team

Die Situation soll offen bleiben und unterschiedliche Nutzungen zulassen bzw. herausfordern.

CM: Neben der baulichen Infrastruktur gibt es auch Einrichtungen wie den Mittagstisch und den Copyshop, die verschiedenen sozialen Zwecken dienen.

MTH: Der Mittagstisch ist der bereits angesprochene regelmäßige Treffpunkt im Gasthaus Stefan nebenan. Damit wird der Entwicklungsprozess des Projekts „Am Kempelenpark“ begleitet. Der Copyshop und unsere Außenrauminstallation sind Resultate aus diesem Prozess. Der Mittagstisch ist nach wie vor aktiv.

EJF: Der Copyshop ist ein ca. zwanzig Quadratmeter großer bespielbarer Raum, der vom bestehenden Copyshop abgetrennt und mit einer Kaffeeküche ausgestattet wurde. Er steht den BewohnerInnen der Ankerbrot-Siedlung, MitarbeiterInnen der Gebietsbetreuung und den StudentInnen für verschiedene lokale Initiativen zur Verfügung. Der Copyshop liegt direkt an der Quellenstraße beim Eingang zum Kempelenpark und wurde dementsprechend von uns als Vorplatz gestaltet.

MTH: In der Zeit, in der wir mit dabei waren, sind über den Mittagstisch viele Interessen ausgetauscht und Verbindungen hergestellt worden. Die TU gründete einen Uni-Standort, und es gibt Kooperationen mit den bereits im Gebäude eingemieteten Institutionen. Außerdem werden Werkstätten für die Integration von Langzeitarbeitslosen eingerichtet wie auch eine Reihe von Angeboten, die Flüchtlinge und StudentInnen mitbenutzen können. In der Gesamtstruktur macht das Sinn, und es freut uns, dass dieser Hybridisierungsprozess mit vielen AkteurInnen so gelungen ist und nach wie vor vom Eigentümer aktiv betrieben wird. Beim StudentInnenheim bedeutete die wechselnde Zahl der AkteurInnen für unseren Planungsprozess so manchen Umweg.

CM: Inwiefern?

MTH: Es hat uns leid getan, dass keine/r der Caritas-MitarbeiterInnen, die heute das StudentInnenheim leiten oder hier arbeiten, im Planungsteam war, als wir unser Konzept entwickelten. Dieser Austausch wäre in unseren Augen sehr wichtig gewesen. Die Prozesse mit unterschiedlichen Verantwortlichen waren vielfältig und basisdemokratisch, aber es gab nicht die Bereitschaft, unser Konzept und das damit verbundene Risiko in vollem Umfang mitzutragen. Das wäre vielleicht auch zu viel verlangt gewesen, da sich die Caritas in Regelwerken befindet, die nicht so leicht zu überwinden sind. Wir sind daher Kompromisse eingegangen, um das Projekt umzusetzen.

SD: Welche z. B.?

EJF: Wie schon erwähnt wäre es uns u. a. wichtig gewesen, den Bestand möglichst zu belassen, die Gemeinschaftsbereiche flexibler zu konzipieren, den Mittelgang aufzulösen und für mehr Zirkulation in den Wohngechlossen zu sorgen. Das haben wir nicht hundertprozentig erreicht,

EJF: Mal sehen. Wir haben ähnliche Konzepte im Wohnbau schon mehrmals vorgeschlagen. Zwar reden alle vom sozialen Wohnbau, doch der Markt reagiert nicht darauf. Es wird zu wenig radikal gedacht, und so entstehen sogenannte Smart-Wohnungen, die letztendlich die gewünschten Wohnbedürfnisse auf immer noch weniger Quadratmeter reduzieren.

MTH: Für uns sind Konzepte mit Optionen zur Selbstorganisation und neue Formen des gemeinschaftlichen Zusammenwohnens wie unser Modell der Raum-in-Raum-Module für temporär nutzbare Büroimmobilien mögliche Alternativen, die es zu untersuchen gilt. Wichtig ist, dass es für das Individuum einen privaten Rückzugsort gibt. Gerade in Zeiten höchster Individualität ist das eine Grundvoraussetzung. Auch hier beim Projekt „Am Kempelenpark“ bevorzugen die KlientInnen Einbettzimmer, aber die sind in einem Bürogebäude nicht so einfach herzustellen. Deshalb gibt es die Haws, die uns die Möglichkeit geben, zu evaluieren, ob dieses Konzept dazu geeignet ist, Menschen temporär das zu bieten, was in einer Übergangsphase wichtig ist:

Privatsphäre auf der einen und Gemeinschaft im Wohnbau schon mehrmals vorgeschlagen. Zwar reden alle vom sozialen Wohnbau, doch der Markt reagiert nicht darauf. Es wird zu wenig radikal gedacht, und so entstehen sogenannte Smart-Wohnungen, die letztendlich die gewünschten Wohnbedürfnisse auf immer noch weniger Quadratmeter reduzieren.



Foto: the next ENTERprise architects

Überwindung des Niveausprungs durch Rampen und Treppen

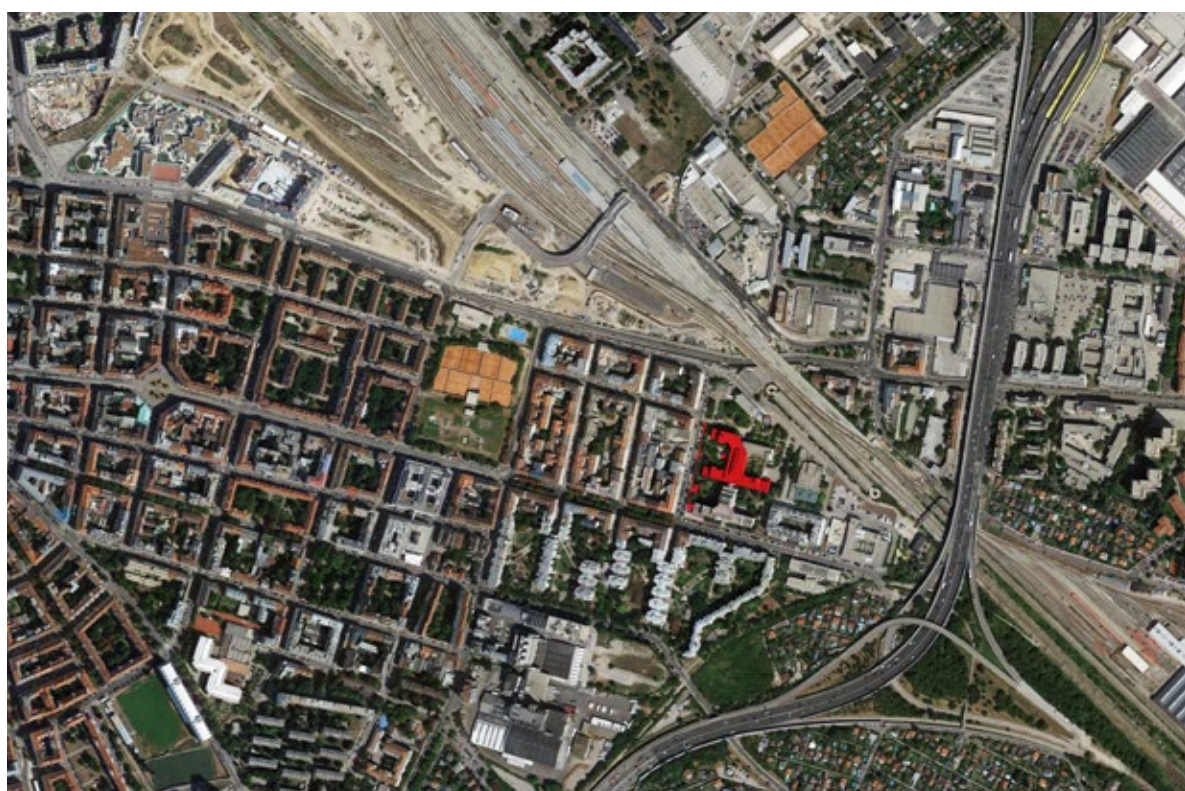


the next ENTERprise architects

„Eine explizit experimentelle und forschende Haltung sowie die enge Kopplung von Theorie und Praxis, Architektur und Kunst sind Kennzeichen des Wiener Architekturbüros, das seit dem Jahr 2000 von Marie-Therese Harmoncourt und Ernst J. Fuchs betrieben wird.“

Für ihren Beitrag zum Biennale-Projekt „Orte für Menschen“ hat das Team Themen wie temporäre, flexible und multifunktionelle Architektur und Stadtbenuztung aufgegriffen und ihre in zahlreichen Forschungen und Experimenten entwickelten Ansätze sowohl im Innen- als auch im Außenraum produktiv gemacht.

www.thenextenterprise.at



aber angesichts der hohen Komplexität der unterschiedlichen Interessen ist dennoch in sehr kurzer Zeit einiges gelungen, wobei vieles noch durch das Bewohnen selbst entstehen wird. Darauf sind wir sehr gespannt. Wir wollten eine Wohnform entwickeln, die wir prinzipiell als temporäres Wohnangebot für unterschiedliche NutzerInnen als wichtig erachten, weil sich die Verhältnisse z. B. hinsichtlich Mobilität in permanentem Wandel befinden. Die Idee, das Konzept anhand eines Heims für StudentInnen und jugendliche Flüchtlinge anzuwenden, war daher ganz in unserem Sinn. Ich habe die Hoffnung, dass irgendwann ein Gebäude von uns realisiert wird, das wirklich hybrid und für diese Veränderungen wandelbar ist.

SD: Wie stehen die Chancen für einen solchen Auftrag?

INNOVATION AND INVOLVEMENT



Foto: Renner Buchner

Caritas-Pop-Up-Store auf der Mariahilferstraße, Dezember 2016

Seit den Bildern von Massenobdachlosigkeit in Traiskirchen im Sommer 2015 hat die Caritas ihre Kapazitäten für die Unterbringung von AsylwerberInnen um ein Vielfaches erweitert. Im Zuge der Flüchtlingskrise offenbarte sich auch, welche zentrale Rolle leistbares Wohnen im Schicksal armutsbetroffener Menschen einnimmt und welche große Verantwortung daher

im Umgang mit der Unterbringungsfrage einer trotz eines gemeinsamen Problems nicht homogenen Gruppe liegt. Klaus Schwertner, Generalsekretär der Caritas, und Clemens Foschi, Koordinator der Kooperationsprojekte mit „Orte für Menschen“, sprechen über die Notwendigkeit, dieses drängende Thema tatkräftig, konsequent und mit experimentellen Mitteln anzugehen.

„leistbarer Wohnraum“. Das zu gewährleisten wird für uns als Gesellschaft in den nächsten Jahren und Jahrzehnten eine der wesentlichsten Aufgaben sein. Die Caritas beschäftigt sich schon heute sehr damit, denn der Großteil der Menschen, die sich an die Sozialberatungsstellen der Caritas wenden, hat Probleme im Zusammenhang mit dem Wohnen. Es geht um das Thema leistbare Mieten und Energiekosten.

220.000 Menschen in ganz Österreich leben in Wohnungen, die sie nicht angemessen warmhalten können.

SD: Die vergangenen Monate haben stärker zutage gebracht, dass leistbarer Wohnraum ein großes Thema ist. Was ist darüber hinaus in Bewegung gekommen? Gibt es abgesehen von der Sensibilisierung der Öffentlichkeit für diese Problematik Erkenntnisse, die Hoffnung wecken?

CF: Es hat sich schon etwas getan. Einerseits ist auf politischer Ebene etwas in Gang gekommen – bei der Stadt Wien wurde die Diskussion in Bezug auf den sozialen Wohnbau ziemlich angefeuert. Auch die Frage, wie man bestehende Räume, die keine Wohnbauten sind, für Wohnzwecke nutzen kann, wird vonseiten der Immobilienigentümer aufgegriffen. Es wird über neue Nutzungen des Überschusses im Bereich der Büroimmobilien nachgedacht. Ich habe auch den Eindruck, dass in der theoretischen Diskussion viel passiert. Wie kann man neuen Wohnraum in der Stadt schaffen, ohne zusätzliche Flächen zu erschließen? Es haben sich inzwischen einige beispielhafte Projekte entwickelt, die Anstoß für weitere Initiativen geben.

SD: Welche Beispiele fallen dir dazu ein? Gemeinsam haben wir ja anlässlich des

Biennale-Beitrags drei Feldversuche gestartet. Das Interesse der Caritas, mit uns zusammenzuarbeiten, erfolgte im Bewusstsein, dass gerade eine so große Organisation wie die Caritas hohen Bedarf an Innovation hat.

KS: Man muss sich nur umsehen, um zu erkennen, was an den drei Standorten bereits gelungen ist. Neue Konzepte wurden ausprobiert, aber einiges sehe ich pessimistischer als Clemens, weil mir insgesamt alles viel zu langsam geht. Ich habe den Eindruck, dass das Thema verkannt wird, und befürchte, dass es wieder eine Notsituation brauchen wird, damit die entsprechenden Schritte eingeleitet, gesetzliche Rahmenbedingungen geschaffen und die dazugehörigen Mittel mobi-

ernst genommen werden, ohne sie auseinanderzudividieren. Ich beobachte mit großer Sorge, was bei der Mindestsicherung passiert. Im Jahr 2009 wollte man mit der Einführung einer bundesweiten Mindestsicherung Österreich arbeits-fester machen und außer Streit stellen, dass Menschen in die Obdachlosigkeit gedrängt werden.

SD: Inwiefern?

KS: Wir wissen aus unserer Arbeit, dass es immer besser und kostengünstiger ist, Menschen in den Wohnungen zu halten, als Obdachlose von der Straße zurück in Notquartiere oder Übergangswohnungen zu holen.

SD: Die Obdachlosigkeit im Sommer 2015 mit provisorischen Lösungen wie Zelten und Notquartieren hat u. a. aufgezeigt, dass es viele armutsgefährdete Personengruppen im Land gibt. Mit dem sichtbaren Rückgang der Krise wächst das Risiko, dass man auch den akuten Handlungsbedarf schnell wieder aus den Augen verliert.

CF: Ich habe nicht gemeint, dass man das Problem gelöst hat und die Politik sich der Aufgaben vollkommen bewusst ist. Die Diskussion ist eben erst in Gang gekommen.

KS: Es muss nachhaltig klargemacht werden, welche große Verantwortung in der Unterbringungsfrage steckt. Ein wichtiger Aspekt neuer Projekte ist der Inklusionsgedanke, der Versuch, unterschiedliche Wohnformen zusammenzuführen – alte und junge Leute, Personen mit Migrationshintergrund und armutsbetroffene Menschen mit StudentInnen – Wohnformen, in denen sich die Vielfalt der Gesellschaft widerspiegelt. Gleichzeitig haben in den letzten Monaten einige wenige versucht, mit der Not der Menschen Geschäfte zu machen, indem sie baufällige Gebäude mit wenigen Quadratmetern um teures Geld vermieten.

SD: Die Frage nach der Verantwortung war auch in unserer Kooperation ein wichtiges Thema, denn um etwas Neues zu entwickeln, musste die Caritas in einer Notsituation, in der alle extrem gefordert waren, die Routineprozesse quasi abbrechen. Hat sich diese Anstrengung gelohnt?

CF: Ja, gerade im Kontext des Areals am Kempelenpark hat sich in kurzer Zeit viel entwickelt. Auch wenn nicht alle Maßnahmen mit dem Eröffnungstermin der Biennale fertig geworden sind.

SD: Eine Mietrechtsnovelle, die MieterInnen schützt und Preise reguliert?

KS: Genau. Das Thema muss aus der Sicht aller armutsbetroffenen Menschen



Foto: Lorenz Steier

urbani7e Festival 2016



Platz vor dem Haupteingang

Der Eigentümer, Thomas Levenitschnig, hat sich darauf eingelassen, diesen abgeschotteten Ort für die Nachbarschaft zu öffnen.

Das gelang einerseits durch bauliche Maßnahmen und andererseits dank vieler Initiativen, die er mit ins Projekt geholt hat. Es wird in Zukunft eine Werkstatt in der nahe gelegenen Weststation geben, die als sozioökonomischer Betrieb geplant ist und in der daher langzeitarbeitslose Menschen mitarbeiten können. Es gibt eine Kooperation mit der Kleinen Stadt Farm, die am Laaer Berg drei Hektar landwirtschaftliche Fläche zur Bewirtschaftung herrichtet. Ein Projekt, an dem sich Leute aus der Umgebung beteiligen können. Mit der TU ist geplant, im Erdgeschoss eine Art Start-up-Cluster zu entwickeln.

SD: Richtet sich dieses Angebot an Studierende der TU?

CF: Ja, vornehmlich, aber auch an alle, die im Haus wohnen, oder auch an jene Menschen mit Migrationshintergrund, die in diesem Gebäude Sprach- und Fortbildungsprogramme besuchen. Ich bin gespannt, ob alles wie geplant funktioniert und welche Effekte die Prozesse auf das Viertel haben werden.

SD: Durch unsere Kooperation haben sich für die MitarbeiterInnen der Caritas neue Schnittstellen ergeben. Einerseits durch die Zusammenarbeit mit den Architektur- bzw. Designteams, aber im konkreten Fall wird ja auch durch die gemeinsame Unterbringung von Flüchtlingen und StudentInnen Neuland betreten. Welche Erfahrungen habt ihr dabei gemacht?

KS: Ich konnte mir am Anfang nicht vorstellen, wie man kalte Büroräume aus den 1960er-Jahren so adaptieren kann, dass sie wohnlich werden und sich die jungen

„Neben der akuten Flüchtlingsnothilfe betreut die Caritas österreichweit rund 43.000 AsylwerberInnen in Grundversorgung, davon knapp 9.000 in von der Caritas betriebenen Unterkünften.“ (März 2016)

Von den österreichweit 82 Häusern, in denen die Caritas im Auftrag der Länder AsylwerberInnen betreut, wurden drei Standorte zu Schauplätzen der Initiative „Orte für Menschen“. Dabei hat sich die humanitäre Organisation bewusst darauf eingelassen, vorgegebene Standards zu hinterfragen, um Raum für neue Formen des Zusammenlebens zu ermöglichen.

Menschen darin wohlfühlen. Vor zwei Wochen habe ich mit einem Studenten aus Deutschland, der direkt vom Hotel Mama ins HAWI eingezogen ist und Ernährungswissenschaften studiert, gesprochen. Ihm gefällt es gut hier, er stellt gerade fest, wie teuer Lebensmittel sind und was es bedeutet, selbst einzukaufen, gemeinsam zu kochen oder in einem Zweibettzimmer respektvoll miteinander umzugehen. Am schwersten fällt es ihm, sich daran zu gewöhnen, dass sein Mitbewohner viel früher zu den Vorlesungen muss als er. Der kleine Raum wurde sehr innovativ gestaltet, u. a. mit Hängematten. Für das Miteinander wurden Gemeinschaftsflächen geschaffen, aber es gibt auch Freiräume. Die Küchen haben sich gut etabliert. Ich habe auch mit einem jungen Herrn aus Syrien gesprochen und mir dabei gedacht, dass wir das Projekt genau aus diesem Grund gemeinsam gemacht haben, nämlich um junge Menschen zusammenzubringen.

Zu Beginn hatten wir große Sorge, ob es genug Bedarf seitens der Studierenden

geben wird, aber inzwischen ist das Haus ausgelastet. Wenn man sich hier ein paar Stunden aufhält, spürt man, wie sehr das Projekt lebt.

drei Initiativen erfahren, dass formale Lösungen durchaus etwas bringen können, dass es aber zugleich sehr anspruchsvoll ist, diese in die laufenden Prozesse einzuführen. Die Hawis sind bei euch gleich auf

den war. Nachdem die Flüchtlinge und die StudentInnen eingezogen waren, sind wir draufgekommen, dass die Flüchtlinge das nicht wollen, die StudentInnen aber schon. Als Planerin lässt man sich



Deutschkurs in der Pfeiffergasse

SD: Ist es ein Modell, das reproduzierbar ist?

KS: Auf jeden Fall. Das Zusammenleben baut Ängste ab. Man könnte sich auch private WGs vorstellen, in denen Studierende und junge Flüchtlinge zusammenleben.

SD: Wie ist die Stimmung im Allgemeinen, und worin siehst du derzeit die größten Probleme?

CF: Der enorme Schub, der die ersten Monate bestimmt hat, ist zum Glück abgeklungen. Mittlerweile sind viele zivilgesellschaftliche Initiativen gut eingeführt. Was viele Leute als „Knick nach Köln“ bezeichnen, ist, dass die Zivilgesellschaft nicht mehr euphorisch ist und sich wieder zurückzieht. Trotzdem sind viele von den Leuten, die damals begonnen haben, sich zu involvieren, dabei geblieben. Das finde ich super. Über Organisationen wie die Caritas hat jede/r einen Platz gefunden, wo er/sie sich engagieren kann. Ich finde bemerkenswert, dass vielen von ihnen die Luft nicht ausgegangen ist. Zum Funktionieren braucht es die Mischung aus größeren Organisationen, kleineren Initiativen und privaten Freiwilligen. Im Rahmen unserer Projekte haben wir zurzeit die größten Probleme in Erdberg, weil dort nicht wir, sondern die Stadt MieterIn ist und wir daher viele Entscheidungen nicht selbst treffen können. Das ist meiner Meinung nach schade und bremst bei vielem. Das ist die einzige Erfahrung, die wir als negativ empfunden haben.

SD: Rückblickend sehen wir drei Projekte mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten. In der Pfeiffergasse wurde rasch und unbürokratisch gehandelt, und die Intervention wurde sehr positiv angenommen. Im Kerpelpark wurde länger vorbereitet, aber nun scheinen alle Überlegungen aufzugehen. In Erdberg konnte man durch Einführung der Werkstätten einen vielversprechenden, flüssigen Prozess in Gang setzen, der mittlerweile aber leider blockiert wird.

KS: Vom Ansatz her sollten unterschiedliche PlayerInnen aus den verschiedensten Bereichen ihre Expertisen einbringen. Das macht Kooperationen manchmal auch fordernd, und man muss aufpassen, dass man das Ziel nicht aus den Augen verliert. Zu viele Köche verderben leicht den Brei. Vor allem dann, wenn einige dieser Köche sehr bürokratisch überlegen, wie man das Rezept schreibt, obwohl man sich längst geeinigt hat, was gekocht wird.

SD: Ausgehend von der Fragestellung, was Architektur als soziale Disziplin leisten kann, haben wir im Rahmen dieser

Interesse gestoßen, während die KlientInnen hier durchaus kritisch sind.

CF: Für alle Beteiligten war es spannend, voneinander zu lernen. Als Organisation haben wir von den ArchitektInnen und den zukünftigen BewohnerInnen gelernt, über deren Bedürfnisse und wie man diese am besten erfasst.

Es hat sich zweimal gezeigt, dass unsere KlientInnen keine homogene Gruppe bilden, in der alle dieselben Bedürfnisse haben:



Sitzgelegenheit vor dem Haupteingang

The next ENTERprise wollten baulich wenig verändern und große Einheiten mit Raum-in-Raum-Modulen, den Hawis, bestücken. Befragungen mit den zukünftigen BewohnerInnen haben aber ergeben, dass sie in eher kleinen Strukturen wohnen wollen. Dadurch hat sich die ursprünglich geplante Anzahl der Hawis reduziert. Dass die Bedürfnisse der NutzerInnen und die Ideen der GestalterInnen auseinanderdriften, haben auch die StudentInnen, die ins Projekt involviert waren, erfahren, und zwar mit der Idee der vertikalen Nutzung der Räume, die auch schon woanders ausprobiert wor-

trotzdem nicht ganz von dem Gedanken abbringen, denn mit der Zeit finden sich Leute, die sich darauf einlassen. Im Rahmen der gemeinsamen Prozesse haben wir im Kerpelpark drei verschiedene Zimertypologien realisiert. Das war anfangs nicht so geplant, entspricht aber der Heterogenität der NutzerInnen, im Sinne eines Konzepts, das für alle funktionieren soll.

SD: Was kann abschließend die Caritas aus diesen Erfahrungen ableiten, wenn es etwa darum geht, Wünsche an die Stadt, an Bauträger oder Immobilieneigentümer zu adressieren?

KS: Den Mut, Neues auszuprobieren, den Mut, mit Projekten zu scheitern und sich trotzdem nicht entmutigen zu lassen, etwas Neues auszuprobieren.

Der Name des Biennale-Projektes „Orte für Menschen“ sollte Programm für Bauträger der Kommunen in Österreich sein, weil darin sprachlich verankert ist, was wir erreichen wollen.

Reden wir von Flüchtlingen oder reden wir von Menschen auf der Flucht? Reden wir von Sozialbau oder von Orten für Menschen?

www.placesforpeople.at

Impressum

Dieses Heft erscheint als Supplement zur Publikation „ORTE FÜR MENSCHEN“, die anlässlich des österreichischen Beitrages zur 15. Internationalen Architektur-Biennale von Venedig aufgelegt wurde.

“REPORTING FROM THE FRONT”
Curated by Alejandro Aravena

28 Mai – 27 November, 2016

Herausgeber
Elke Delugan-Meissl, Sabine Dreher, Christian Muhr

Text und Redaktion
Liquid Frontiers

Fotografie
Paul Kranzler, sofern nicht anders angegeben

Visuelles Konzept & Grafikdesign
grafisches Büro

Produktion
section a.

Pressebüro
artphalanx

Übersetzung
Rupert Hebblethwaite

Transkription
Esther Karner

Lektorat
Katharina Sacken

Alle Rechte vorbehalten
Wien, im März 2017

Im Auftrag von

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH

Wir danken allen Partnern und Sponsoren für ihre finanzielle Unterstützung und alle Sachleistungen: siehe Seite 19

PLACES FOR PEOPLE REVISITED

English version available at
www.placesforpeople.at/qr
Alle Inhalte auf Englisch abrufbar unter
www.ortefuermenschen.at/qr



Places for People Résumé
The 15th International Architecture Biennale in Venice closed its doors on 26th November 2016 having welcomed a new record of around 260,000 visitors. Under the motto “Reporting from the Front” and curated by the latest Pritzker Prize winner Alejandro Aravena, the most important international architecture exhibition was principally devoted to the investigation of the instruments that are concretely available to architecture in its search to not only shape but also sustainably improve the living conditions of people. This focus offered an appropriately prominent platform to the “social turn” which architecture has undergone in recent years. The approach of the Austrian contribution “Places for People” differed

significantly from that of many of the international examples in the national pavilions and in the main exhibition that addressed this subject more or less directly. Instead of presenting completed projects the curator Elke Delugan-Meissl and co-curators Liquid Frontiers launched three concrete, exemplary initiatives whose immediate objective was to use architectural means to improve the situation of people who had fled to Vienna in autumn 2015, many of whom were living in emergency shelters. In developing this approach they were quite conscious of the fact that no one could know where it would lead. At the same time, these concrete challenges were seen from the very start as part of a broader issue and dynamic

which stretches from urban and residential development to the temporary and hybrid use of existing urban and built space. The three projects from “Places for People” not only act in this context but also attempt – each in a very different way – to develop and directly test new approaches in these areas. For the curatorial team, an event such as an architecture biennale is only legitimate when it also involves experimentation and the taking of risks. At the opening of the Architecture Biennale in Venice on 25th May 2016 an interim report on the initiatives and diverse strategies and measures of the three Austrian architecture and design teams Caramel Architekten, the next ENTERprise architects and EOOS was presented in the Austrian pavilion. The

theme, contents and implementation of “Places for People” aroused enormous interest amongst the public and the media during the six months of the exhibition. More than 125 national and international magazines and numerous television and radio stations reported on the Austrian contribution. Visitors took away all 20,000 copies of the complimentary publication about “Places for People” and all 5,000 posters of a series of photographs showing scenes from the three interventions which also formed part of the presentation in Venice. However, while the exhibition in Venice has already been dismantled the three pilot projects in Vienna continue, each with a different objective. The official end of the Architecture Biennale was seen by the biennale team

as an opportunity to draw some conclusions about the current status of “Places for People” and the results so far as well to look ahead to further developments. Hence, just as at the beginning of the entire process, the co-curators Sabine Dreher and Christian Muhr carried out interviews with the responsible teams and asked them about their experiences. These four interviews are also published on the website together with current photographs from all three locations. Elke Delugan-Meissl, Sabine Dreher, Christian Muhr
www.placesforpeople.at

More than a year after the emergency shelter in Haus Pfeiffergasse was supposed – according to initial assumptions – to have been closed down, Caramel Architekten spent the first days of March 2017 helping the residents to erect the pavement café next to the main entrance for a second time. One reason for the continuous existence of this temporary accommodation is the relatively high quality user

experience which was created despite extremely difficult conditions. A year after their first visit to the location Günter Katherl and Martin Haller of Caramel Architekten spoke about their experiences during the collective assembly of their textile-based spatial interventions and about the individual appropriation of these elements by their clients.

the army but now magdas delivers relatively high quality food. The main issue was finding something for the people to do. That is why we first built a bar together and then started to cook – but without an oven.

Yet despite these modest means they cook fantastically and are happy to do so. We eat there every day and now there is a fryer. Hence, the catering service is principally retained in order to be able to continue using the reheating facility. If the caterer is no longer required he will take his utensils away and then the residents will be left with nothing.

As I last ate there just two days ago the kitchen team greeted me with open arms. Maybe we did some things wrong; but many there are happy, especially those who are particularly involved – such as the chef and his team.

MH: In addition to the kitchen, the garden behind the building was also important to us, as was the pavement café on the forecourt of the building which we admittedly only completed after the opening of the Biennale. All these things work excellently – as does the hairdresser's salon!

GK: Everything boils down to this question of occupation – of finding something for the people to do.

CM: This doesn't organise itself. It also demands your involvement.

GK: We spent a long time asking ourselves how and when we would be able to step aside and if we even wanted to do so. If you are on site every day and more or less live there it is hard to imagine not being there any longer.

The residents of the building didn't know what our exact role was. For them we were simply the first point of contact. But little by little we noticed that the usefulness of our project would come into question if we didn't leave the building. The project was supposed to be a form of self-help.

If we talk so much about the significance of being occupied then the building should have a kind of team able to solve problems itself when they arise. Since we were perhaps on site too much, this self-reliance never properly developed.

CM: You said that as architects you are interested in not handing a building over to a client upon completion but in hanging around and evaluating it. Does Pfeiffergasse offer such an opportunity or would you say that you have learnt the answers to all the questions posed by this building over the course of the past nine months?

GK: It wasn't quite as dynamic as we had imagined but people still moved out from time to time and this resulted in changes which we implemented through building measures.

Independent of the personalisation and individualisation of people's living spaces the design of the communal areas occurred gradually. This was not the case at the beginning but simply developed over time.

CM: Here we are talking on the one hand about the kitchen?

GK: There isn't a proper kitchen. The accommodation was initially supplied by

and, at the same time, with each of these individually – which means that for us it is actually a large project that we first planned for a large, anonymous mass and then implemented with each member of this mass individually. This is something that we normally cannot or should not do.

CM: One subject of the Biennale contribution was the question of cooperation. How did you honour the right to participation?

MH: Participation usually occurs during the design process. It is then that everything is usually determined. In this case, client participation consisted of the collective reinterpretation of an empty office building which didn't work as a residential building. That is extremely direct and unusual.

CM: At the outset, the demand for participation is about involving as many affected people as possible. We know, however, that in many building processes the circle of those affected is very tight. The right to participation cannot be exercised equally by everyone.

MH: It is of course fascinating when everything has to happen very quickly.

CM: In your case each of the 280 residents had the same right to participation. But if you build an office building don't all the involved parties also have this same right?

MH: Pfeiffergasse was about the intuitive occupation of vacant space. The residents designed not only the living space but also the general areas in line with their own needs. This led to the creation of a sort of village at the scale of a building. From the hairdresser to the jointly used garden and the jointly designed dining area this happened intuitively without a long design process. There can't be a more honest or direct way of carrying out such a process.

CM: Günter has said that it didn't work without his presence. The meaning of participation is that you had a powerful role in this process.

GK: There is a huge difference between public and private areas. In public areas this works 100 per cent. We provide something and it changes every day or they change it every day according to their needs. In the private areas it is hard to change the basic structure. Of course they

but they only have a reheating facility in which they cook quite normally. That is perhaps the only thing that isn't 100 per cent in order. But I don't really know what the big problem is.

MH: The building isn't really suitable for living in but that doesn't mean that living in it is illegal.

Caramel Architects

"Breaking new ground with every project is one of the objectives of the office Caramel which was founded in 2001 by Günter Katherl, Martin Haller and Ulrich Aspetsberger."

And this is exactly how the team reacted when it was invited by the Biennale curator Elke Delugan-Meissl in autumn 2015 to realise a contribution for "Places for People." The textile interventions were speedily and energetically implemented by the 12-person team in close cooperation with the residents and have been continuously accompanied and improved ever since.

www.caramel.at

CM: On the one hand we live in a highly regulated culture. This is a potential conflict situation for experimental, short-term and dynamic processes. We could open a shop but there are trading standards which set out certain requirements. We could cook but first of all we need an extractor hood.

GK: In principle a city only works because there are grey areas. The city makes its own rules, has other laws. If we say that the building has become its own working city then it has its own rules. You can't go there and have your hair cut. I can, because I'm part of the building. They have their own economy that works there. This is comparable with what you do in your own home with your own family. You don't ask the Trading Standards Department for permission to cut your son's hair.

CM: I understand that. But you can't pretend that this isn't an area of conflict. Otherwise the entire question of whether asylum seekers should be allowed to work would be obsolete.

is also about the city. The building works like a small city. If I ask you as architects and not as building managers: has this project shown you something about how the city could be developed?

MH: Yes of course. As a result of the project we were appointed to a visiting professorship at Vienna University of Technology entitled "Urban Cell Structure" which addressed precisely those subjects that arose intuitively in the building when it was occupied by such a broad range of uses. Why aren't there any building structures that are also suitable for this? Why are office buildings vacant when there is an almost unquenchable demand for housing due to not only the refugee situation, but also the ongoing flow of people to cities? Why do we still have monofunctional buildings which can only be one thing – housing, offices or industrial space? What should a structure look like that can optimally support all of these things?

We believe that it makes no difference whether we are dealing with an industrial, residential or office district but that the challenge is to enable a variety of uses to occur side by side. We are attempting to find out how to create building structures that will make this possible because we are convinced that there is no contradiction in any of this.

CM: You could also have described your experiences and given users a handbook on how to occupy the city. Now you are addressing the hardware and saying that we should make the city in such a way that it is easy to occupy.

MH: We are starting with hardware that is adapted according to the results of – and also optimises and facilitates – occupation. I can't say that this is the intention – that would be sarcastic. But we started out from the assumption that the know-how that we are developing can also be transferred to empty buildings. This part has been dropped due to a lack of need.



The laughing seamstress continues to bring a smile to Haus Pfeiffergasse

CM: We may no longer need emergency shelters but there are still people who need accommodation. I don't understand why this accommodation issue can't be solved by such a model just because it is an emergency shelter.

MH: Because it should remain an emergency shelter and not become some form of fourth-class apartment.

CM: Yes, but one could use your parasols at any time in other offices where people live who come from Rumania or Bulgaria.

GK: That is not for us to answer, that is a socio-political problem. In the early days of the project a refugee whom I had accompanied to the city centre asked me why Caritas didn't help the people who were lying on the street and begging. He

didn't understand why he got food and accommodation. There is clearly a parallel society. A variety of emergency overnight accommodation. One doesn't mix asylum seekers and other needy individuals.

CM: So let's talk about the term "Reporting". I was always troubled by the fact that the term was just "Front" – not by the use of the word itself but by the fact that it was singular.

GK: Yes, the word "front" troubles me too because there is something aggressive about it and it has absolutely nothing to do with the subject. As already mentioned, we design buildings for people.

CM: I actually wanted to get back to "Reporting". In the "Places for People" newspaper we report less about buildings and

more about people, less about plans than about destinies and positive developments.

GK: A community of 300 people is like a small city with a whole range of characters but with the minor difference that this is a highly multicultural and international city that has suddenly been thrown together. Despite this, however, I would compare it with a completely normal place. The majority of the inhabitants are completely normal people and of course there are also outsiders. One story that I love to tell goes as follows:

Due to the fact that there is a surplus of men in Haus Pfeiffergasse one of the four levels is, unfortunately, occupied exclusively by men. This was also where the first conflict arose. When we began to fit out the first large room with sixteen parasols for men we discussed everything, as always, in advance. Fifteen men were present but the sixteenth was missing. When everything had been agreed we started with the assembly work. When the sixteenth man came home he went on the rampage because everything had happened without his knowledge. My employee had to leave because, at the end of the day, nobody should be forced to do anything.

The next day the men – including the one who had gone on the rampage – came to us and begged us to help them complete the room.

This room is far from being the most attractive but it is the one that is most widely photographed because it is the liveliest.

We learnt a lot from such situations. We thought that if we simply sowed seeds then something would happen, but these seeds tended to disappear.

CM: Can you give me an example of such seeds?

GK: Well, three cushions and a table, for example. These general areas worked best on the men's floor. They have seen an amazing amount of life. Here the word "seed" is perfect. Odds and ends were transformed into living furniture. Needs, however, can vary enormously.

The room which is occupied by the small apartments remains the living area to which one retreats. One is behind the threshold – shoes remain outside. If a fam-

ily wants to appear in public it goes to another floor and uses the general areas. On the men's floor it is enough to step outside the door. But I can't exactly explain why this is the case.

Another moving story is that of a woman who was unresponsive until we arrived because she was so traumatised. She is the laughing seamstress whom you see on the poster. I only know her as a laughing seamstress. She doesn't sew anymore because there is nothing to sew but she is still laughing.

We also learnt that one can still do a lot with neither money nor resources. The first touching moment came on the first day. Around 200 people were there when Martin presented the parasols. The presentation had only just finished when the manager of the home asked us if we could accommodate a family of five, one of whom was a highly-pregnant woman. As the house was fully occupied we had to adapt the demonstration parasol to take the family. Coincidentally we had met this family earlier on the street because they had asked us for directions. They explained that they were coming from an emergency shelter and would now get an apartment. This was a misunderstanding. In reality they were only being sent from one emergency shelter to another. Hence, when we found them again the tears were flowing. I had a very bad conscience because I felt that the accommodation was too small but one can only give what one has. I then had to leave and the family moved into the accommodation. Half an



A textile module as a place of retreat in a private apartment

hour later I received the first photos which looked like a home story. As I returned an hour later the family was beaming. They had decorated the small space with their few possessions and transformed it into a wonderful, personal living unit.



The parasols also found a more conventional use in the external areas

Conversation with Christian Muhr, Vienna, November 2016

CM: My first question is predictable. We are sitting in your office just like a year ago and everything and nothing has changed. I would like you to join me on a mental journey to Pfeiffergasse and describe to me what is happening there right now.

GK: We took over Haus Pfeiffergasse ten months ago and carried out a rapid intervention under the assumption that the rental contract would expire in just three months.

In the meantime the situation has calmed down in Vienna and across Austria. Our project is an emergency shelter and the last emergency shelter is scheduled to be closed by the end of 2016. Our installations were largely complete by the time the Biennale opened. When I visited the building two days ago the situation was actually unchanged. The same people are living there looking just as happy as they did six months ago.

This makes us happy too. We will probably be the first to know when there are definitely no more emergency shelters in Vienna because it is expected that Haus Pfeiffergasse will be the last such shelter to be closed – also because it is the one that works best.

CM: Almost 300 people were there initially. Are there now fewer residents?

GK: There are fewer, but there have also been some new arrivals. We started with 280 residents. The intention was always that this should fall to around 200 but we initially climbed towards 300 and ended up levelling off around 260. I know more or less everyone who lives there. Some moved out because they had special



Photo: Caramel Architekten



Photo: Caramel Architekten

change things there every day as well. But just in the same way as when we build a house and create a basic structure. It is the user who decides where the living room is. But without us they don't actually alter the basic structure. In principle this is a mobile system: if I don't like it here today I will move it over there instead.

CM: Keyword "city". Most things that happen at the level of the city occupy some sort of grey area between legality and illegality. OK, if you cook for 280 people you usually have to have a proper kitchen

GK: Of course there is this conflict. But it is less significant than we thought at the outset. How can we get this market economy going? What currency do we have? I can't now say that they'll have to do without and find another way of sorting it out. Rather than making payments with financial means we asked people what they wanted and, for example, brought a certain sort of chocolate. This is how one can get something working.

CM: Let me try it another way. It was always our approach to say that the project



Photo: Caramel Architekten

SOCIAL FURNITURE

In conversation with Christian Muhr, Vienna, December 2016

CM: The 2016 Architecture Biennale comes to an end in two days. This is a good moment for taking stock. This conversation, just like the one of a year ago, is taking place in EOOS' office in Zelinkagasse. One of your first initiatives was to set up your own project office in the building in Erdbergstraße. Are you still using that office?

HG: Yes, the office is still there. But we didn't set up just an office there but also a workshop. EOOS' position is that an office is always a workshop as well. For us, the two belong together and form an integral part of our work.

LK: The amount of purely administrative work in Erdberg has diminished in the past few weeks. Hence, the main current role of the Erdberg office is to provide organisational support to the workshop.

CM: How often are you there?

LK: We are permanently involved in one way or another. Either one of us is there or we are in contact via telephone or e-mail.

Not a day goes by without someone from Haus Erdberg contacting us because something is needed or has to be done.

CM: What sort of things in particular?

LK: At the start of the week the workshop managers want us to tell them what should be produced. At the moment benches are needed so benches are being built. Two weeks ago they were producing furniture for the pop-up store that Caritas are going to open on Mariahilfer Straße in the next few days. Such classic procurement processes for the workshop are currently amongst our main activities.

CM: How is this workshop organised?

LK: There are three workshop managers who receive instructions from us at the start of every week about which furniture they should build. Caritas and the Arbeiter-Samariterbund then organise the teams into two shifts per week. The change of shifts takes place at Wednesday lunchtime so that the workers don't have to be newly taught every day. Depending on what there is to do two to four people are working at any one time in the workshop in addition to the managers.

CM: When did the workshop open?

LK: At the beginning of March 2016. We started with a very small room. Now there are five rooms: two workshops, two store-rooms and a social room.

CM: How complicated was it to set up a workshop at short notice in a 1970s office building?

Social furniture in use in the family area of Haus Erdberg 2016



HG: In our case it was more of conversion. The spaces which are now occupied by the workshop used to be part of a school for customs officers. These were the rooms in which weapons were stripped down and reassembled. Because we are hardly able to make any constructional or structural changes our intervention is designed to be highly mobile. We may be working with professional machines but these are all small and transportable that virtually the whole workshop fits into the boot of a car. For example, waste is extracted into a dust bag which stands in the same room.

CM: What is the approximate scale of the output of the workshop?

HG: Since March around twenty tonnes of material that were donated by the company Umdasch have been processed and around 800 items of furniture have been produced. Above all, the workshop has a huge social impact. To date 200 people – a third of the residents – have worked there. If an item of furniture surfaces somewhere in the huge building it is usually

recognised by the person who originally screwed it together. Alongside the act of producing together, this form of appropriation is also very important. And yet, we are keen to call the workshop a "furniture factory" because this is also a way of signalling that we are not only doing therapeutic handicrafts with the people there but also producing significant quantities of furniture.

Today, this output is produced for the building but we can all see the potential that the furniture factory could also produce for other locations and clients in the future.

CM: Do the workers constantly alternate or are there people who work continuously there?

LK: The workshop is basically organised on a rota system so that all residents who want to work there can do so. However, there are some who work more often than others, perhaps because they are very talented or perhaps simply because they sign up more often. The NGOs strive to share the work out fairly because the earning limit imposes the restriction that no one is allowed to work continuously for more than one week a month.

CM: Can you say something about remuneration?

LK: The level of this therapeutic pocket money as determined by the law on primary care lies between three and five euros per hour with a monthly earning limit of 110 euros.

CM: In addition to this there is the ongoing debate about the definition of non-profit-making activity. Unfortunately, we

with Caritas' many clients. And yet countless kitchen elements are now stacked in piles all around the building despite being desperately needed in order to complete the switch from external catering to self-sufficiency. At the end of the Architecture Biennale Harald Gründl and Lotte Kristoferitsch of EOOS report how this interruption of the successful trial came about.

pletely agree. I would have actually only expected positive reactions.

HG: The report in itself was indeed very positive, but the headline had clearly provoked people who are worried about being squeezed out.

CM: A liberal politician should actually argue for the reduction of regulations.

HG: Or use them as an argument for forcing refugees out of the country.

CM: But that simply doesn't reflect a liberal position. In contrast, the cover of the Economist, which is a truly liberal publication, proclaimed, "Let them in, let them work!" We will just have to see what happens with the criminal complaint.

So let's get back to the furniture: as a result of your analysis of the lack of infrastructure and furniture in Erdberg you developed a family of items of furniture which can be used there or also elsewhere. Can you tell us more about the potential of this "Social Furniture"? You have published a catalogue.

HG: It is currently really based on the most critical needs of Haus Erdberg. The mobile fridge element, which is part of the kitchen but kept in the client's room, was the first major "roll out" of the programme. Three hundred were delivered just before Ramadan – together with the keys to the rooms. This context-related solution is precisely adapted to the spatial circumstances and needs of the residents with the aim of facilitating at least partial self-sufficiency. Most of the production involved 700 pieces of furniture for the 30 communal kitchens. These have mostly already been assembled and they are stacked up to the ceiling all over the building waiting to be delivered.



These kitchens should support communal cooking. The material is site-specific and acts as a signal. This archetypal furniture is suitable for buildings which accommodate asylum seekers but also for all areas of life in which communal living and working are important subjects. Our furniture manifesto states that rather being furniture for the socially needy this is furniture which supports social cohesion.

CM: Why is it stacked up?

HG: The kitchens should have been produced in summer and delivered in autumn but there was a delay because the Vienna Social Fund (FSW) realised that communal kitchens had no legal basis. Now the FSW has appointed someone internally to address this issue.

Apparently they don't want to involve our creative minds in resolving it. Hence we are waiting until someone presents us with a list of criteria which determine how such a kitchen should look.

are currently experiencing a scramble to impose even more restrictive conditions and this is making the position of alternative approaches even more difficult. The workshop is part of a whole package of measures which you have taken as a way of establishing a range of systems within the building.

HG: Yes, our objective is to establish a form of alternative economy – at least in part. We are looking for ways of supporting the autonomy and self-determination of the residents and edging the house away from all-round care and towards self-sufficiency. Even if this is proving not to be easy we continue to believe in this utopia.

CM: That sounds somewhat disenchanted. Has your belief in the project suffered in the intervening months?

HG: Our belief in the model hasn't suffered in the slightest but one also has to be realistically accept where and how it can best be implemented. We were able to establish the workshop quickly but other elements of the concept still have to be implemented. We are pushing forward with the things in Erdberg but of course we are also thinking about other places and other contexts.

CM: One main problem must be the setting up of this "communal economy" within the current political and legal framework?

HG: Of course we don't know every last detail of the relevant regulations, but there was one episode that I found highly symptomatic. After a press conference that we had given with Klaus Schwertner, the General Secretary of Caritas, and Andreas Ludwig, the Chairman of the Board of the Umdasch Group, which had generously supported the project with contributions in kind, a criminal complaint was lodged by a local liberal politician in which he cited, firstly, the violation of commercial law and, secondly, "loan dumping". The headline in the newspaper "Die Presse" was "Umdasch lets refugees build furniture." It was this headline that led to this reaction.

CM: I even read that article in "Die Presse". But it describes the project as a model of success, a conclusion with which I com-

Photo: Laurent Heret



urbani7e Festival 2016

CM: Now you have a particularly profound experience with kitchens. What is the issue here: basic design research or legal standards?

LK: No, it's about establishing basic standards which should be respected in every building. If these are not met in a particular location the support will not be provided.

CM: But you have already developed prototypes?

HG: Yes, and we have already fine-tuned these with the Vienna Social Fund and built two pilot kitchens which now, in December 2016, have already been in use for four months. The pilot kitchens are being used in those areas in which families are being accommodated. The plan, however, is to use these at the larger scale of around one kitchen for twenty people, with the kitchen located in a fire compartment and being highly suitable as a meeting place.

CM: Could one deploy such a communal kitchen privately?

HG: Yes that would be possible immediately.

CM: And why are only two in use so far in Haus Erdberg?

HG: In the case of the others the spaces still have to be partly prepared. And there is also the question of financing. Caritas would finance the investment in advance if there was a repayment model. However, as it is the Vienna Social Fund that is the tenant we can't simply install any kitchen. Hence there are unfortunately a number of legal and contractual questions that have to be clarified before more kitchens can start operating.

LK: At the same time the furniture is being used in a number of other places. We have put the manufacturing instructions on the Internet so that everyone can copy them. It is quite complicated to design furniture that is so simple that even someone starting from scratch can't do anything wrong.

CM: It's good that you mentioned that. The catalogue can be downloaded from your website. Please can you say something about the response?

LK: To date we have had more than 2,500 downloads and sold several hundred books. Feedback tells us that people do find the instructions very practical but that many of them would, in truth, prefer to be able to buy the finished furniture rather than have to build it themselves. There certainly are people who build the furniture themselves and put photos of it online but this self-building isn't occurring at the scale which we had imagined. However, there is definitely a market that we could serve if we had a workshop in which we could manufacture in line with demand and a shop in which we could sell the furniture.

CM: How concrete are your thoughts in this direction?

HG: First of all we are planning to shift the production approach from one in which

CM: Although there are certainly formal hints of EOOS' design language you scaled back this individual touch in the interest of manufacturing logic.

Yes, although complete minimisation and the search for the essence of things is a strong, recognisable motif in our design approach.

CM: Apart from this you work for international furniture manufacturers. How did the process with "Social Furniture" differ from the process elsewhere?

HG: The radical difference here is that we are not only designing objects but also helping to design and accompany the context of the realisation.

LK: And feedback also works differently. If an end customer has an issue with a kitchen he goes to the showroom rather than calling us. In Erdberg, if somebody has something that doesn't work they tell us in the corridor.

CM: Here your responsibility is also different than your responsibility to the purchaser of a luxury kitchen who isn't usually facing an existential threat. Are you

already in a position to say how the project "Social Furniture" will inspire your design work in the future?

HG: Our customers in the furniture sector have reacted very positively to the project. "Social Furniture" seeks to send a signal but more than anything this is highly reduced furniture which can be implemented without compromise.

One of our posters which you also find in the book "The Cooked Kitchen" shows the pots spread out rather than jammed into drawers.

"Social Furniture" puts the question of what one really needs in life in a very radical way.

CM: If you evaluate your project yourselves: what do you see as having been the greatest difficulties so far?

HG: We were responsible for introducing the greatest challenge ourselves because we conceived it so comprehensively.

If you question things as fundamentally as we do you need lots of people to implement them. And the more that people see and question things, the harder these things become, not only in this project. The area of activity is also completely different. The objective was to create an atmosphere and a structure which strength-

ens people who have been holed up for eight months. You can also use the notion of design in this context.

EOOS

"With around ten employees and a prestigious, international clientele the design studio EOOS, which was established by the three partners Martin Bergmann, Gernot Bohmann and Harald Gründl in Vienna in 1995, is currently one of the most productive and prominent design teams in Europe."

The team made use of its broad range of experience which stretches from product and furniture to spatial and social design in creating its intervention for the initiative "Places for People" on the occasion of the Architecture Biennale. The open-design manual "Social Furniture" meets the general aim of identifying the essence of an object while reducing the design to a minimum

www.eoos.com



A design line in many guises. As a reception desk, ...



... as a Caritas pop-up store ...



... and as a kitchen/cycle track

Photo: Rainer Ruchbauer

Photo: Laurent Heret



urbani7e Festival 2016

UN/COMMON SPACE – UN/DEFINED LIVING

The opening up of the fence to the grounds of a previously hermetically sealed off industrial headquarters in a working-class area of Vienna was the first measure implemented by the next ENTERprise together with the owner during the adaptation of the building to accommodate an experimental residential project. Caritas is now operating two floors of the building as the HAWI,

an accommodation for young people occupied by unaccompanied underage and young adult refugees as well as students. Shortly after the occupation of the first room-in-room module in January 2017, Marie Therese Harmoncourt and Ernst J. Fuchs report about their notion of hybrid living and their experience of an intensive process with many actors.

In conversation with Christian Muhr and Sabine Dreher, Vienna, December 2016 and January 2017

CM: Yours is a research-friendly office which also has a heart for evaluating how things develop. Your concept for the Kempelenpark location focussed on a room-in-room module, a kind of a vehicle which enables office buildings to be converted into temporary residential accommodation. Can you please tell me something about the fate of your prototypes?

EJF: Two test Hawis were initially positioned in the empty spaces for trial purposes. Test sleepers made comments in a guest book which were then fed back into the further development of the Hawis. In December 2016 we were finally able to deploy 12 modules. One room with four Hawis is currently occupied by refugees who are being supported and who wanted to switch rooms within the home. Things will change when new students arrive at the start of the new semester in March. We are already curious to hear the feedback of these residents when they have settled in.

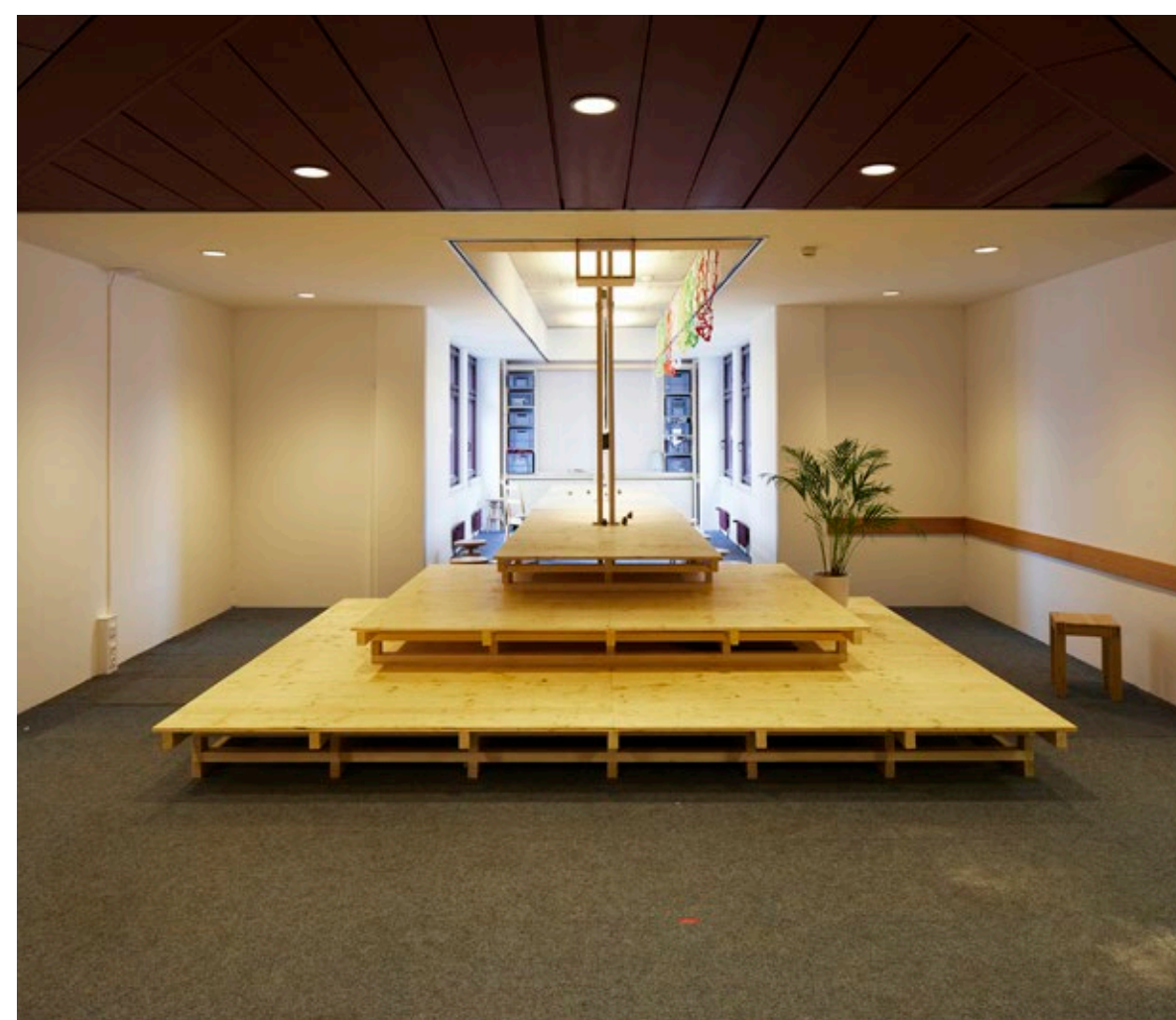
For us, the boxes are like small “houses with front gardens” which are placed inside an office building and it is up to the users to discuss how to deal with the remaining shared space.

As it is impossible to provide the desired single rooms, we wanted to test whether these units meet the need for something that one can call one's own while also promoting the willingness to act collectively. We see this option as a temporary housing

solution for people who are in precarious situations or who want to try a new way of living.

It's still too early to draw qualitative conclusions. The first response from the inhabitants of a room occupied by four Hawis is that they particularly appreciate the opportunity to withdraw into their own space in order to concentrate on studying.

Coworking space and screening platform developed by students of TU Wien



CM: An important aspect of the room-in-room concept is the way in which it can open out and fold away to create connections and spatial zones.

EJF: Yes, that's right. The screen-like doors enable the residents to either open up to create more communal space or claim this



HAWI community kitchen

space for themselves. In the trial period with two built prototypes this worked very well. Originally we also envisaged the use of room-in-room elements in the communal areas as spaces for “sprawling”, “chilling”, chatting, playing or reading as a way of kick-starting the use of such areas because we know how difficult it is to place the first line on an empty sheet of paper.

SD: It is a year since you saw the building for the first time. What pleases you most when you come here today?

EJF: With its gross floor area of around 26,000 m2 the building is an intense representation of what we understand as hybridisation. This process started with the takeover of the former administration building and the creation of this mixture of office space and educational facilities. Our cooperation with Caritas led to the addition of new residential forms, all of which were derived from the structure of the building. Some come here to work or learn and others to sleep.

CM: But you had originally developed the room-in-room concept for another property?

MTH: We developed the concept as a prototype for office buildings which are

short development time available to us in this case was simply too complicated.

CM: How did you adapt these ideas?

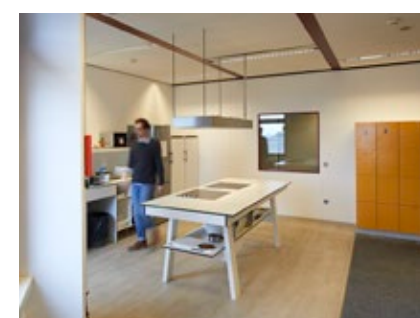
EJF: We succeeded in installing the showers as room-in-room – albeit fixed – elements which makes sense in both constructional and conceptual terms given the aim of minimising interventions in the existing building. Caritas liked our mobile “room-in-room” concept and this led to the idea of testing the potential of a prototype “Hawi” in the context of a home for students and supported refugees.

CM: Was there any other need for adaptation?

MTH: We developed the floor plans together with Caritas and reacted to their many wishes - such as the creation of additional small double rooms with separating walls and the integration of an extra three shared units for unaccompanied underage refugees in addition to the student home. Our original masterplan envisaged the retention of more of the existing structure and the removal of more walls than were added or, in other words, would have offered more openness and variability. We would have simply cleaned - rather than completely repainted - the existing structure and very deliberately contrasted the

and student home in that it enables individual residents more freedom to design their own space.

We didn't want to paint the existing walls because we wanted to encourage the residents to become active in determining the use of their own space.



Small community kitchen

In the definitive implementation this idea was too “extreme” or even too risky for Caritas. After all, this concept of a home for students and refugees was also a pilot project for them. Now the project is a mixed form and yet it is still possible to test part of the concept. For example, the shower and kitchen components and the general positioning of the communal areas opening onto the corridor and 12 “Hawis” – four per room – was implemented, together with the option of a “remote space” in the external areas.

CM: Let's go back to the beginning: A second important subject for you is the opening up of the building, integration, the creation of spaces for communication – in other words, everything that happens in the building at a small-scale has also been applied by you to the building as a whole.

You have docked with the surroundings: platforms, steps upon which one can sit, exits, zones, all of which follow the movement of the site and can be used.

EJF: In the external areas we particularly enjoyed thinking about how one could replace the building's previous isolation from its urban context with an atmospheric and communicative urban realm which could be accessible and tangible for both neighbours and residents.

MTH: We were already able to implement the interventions in the external areas and open up the site to its context in June 2016. This was an important boost to and a visible sign of the creation of connections and was seen very positively by the neighbourhood. The occasional complaints about excessive noise now that the building is occupied can be seen as a disagreeable side effect but also as a confirmation of the fact that the circulation in these external spaces is working.

CM: Your investigation has shown that when such a large property only contains offices it can overshadow an entire district whereas activity and additional residential use convey a completely different sense of urbanity. Does this mean that the ongoing process is also meeting your expectations?

MTH: Absolutely. Everyone is happy about the positive cooperation. We originally wanted to remove a large part of the fence but this wasn't possible due to the fact that making private land accessible to the public creates liability issues for owners. Hence, the new Kempelenpark acts like a public park which is closed at night. We were fortunate that the owner was prepared to accept this.

We jointly selected the position in the fence which was most suitable for opening and attempted to connect this spatially with the external areas in a way that facilitated circulatory movement.

CM: If I summarise our conversation: The idea of the urban building block couldn't yet be fully evaluated but we already have experience of what happens when the implant comes into contact with the environment. On the one hand the city becomes defensive and, on the other hand, it is delighted because it is finally getting what it needs. To what extent did you have to moderate these processes?

MTH: In the case of the intervention in the external area, previous research by Philipp Furtenbach and the experience of the Community Office had shown that the Ankerbrot district required a communal space and the neighbouring Kretaviertel required open space. We also knew that fear about refugees was being whipped up locally at the political level. Hence, the owner attached great importance to active moderation with all participants from the very start. The artist Philipp Furtenbach became involved in the process and a weekly meeting was instigated that involved all project participants, actors and interested locals. The Am Kempelenpark project was presented to the community as part of an event and then collectively celebrated by an opening party – which unfortunately didn't involve the residents of the student home which wasn't yet ready.

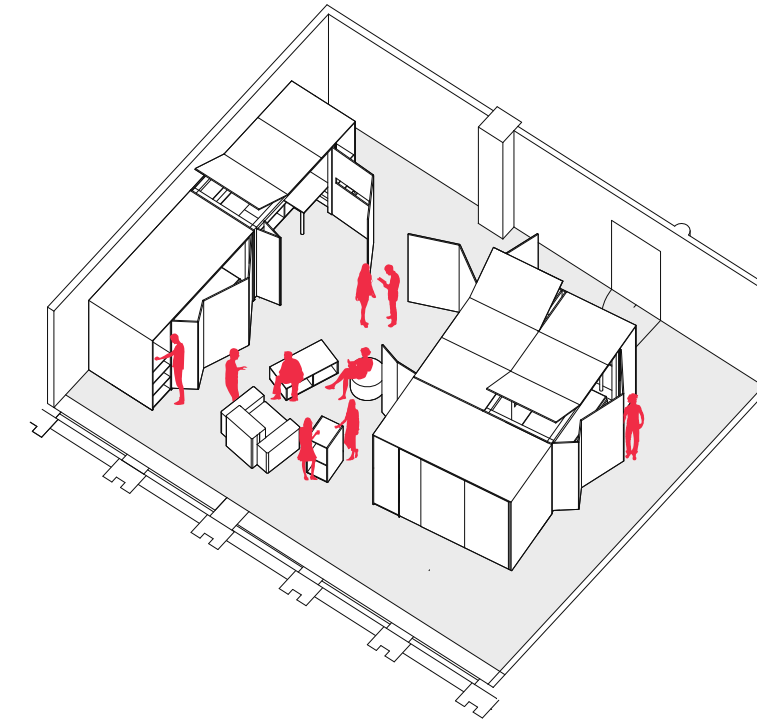
the next ENTERprise-architects

“An explicitly experimental and exploratory approach and the close relationship between theory and practice, architecture and art are trademarks of the Vienna architectural office which has been run by Marie-Therese Harmoncourt and Ernst J. Fuchs since 2000.”

For their contribution to the Biennale project “Places for People” the team drew upon subjects such as temporary, flexible and multifunctional architecture and the use of the city and made productive use of approaches developed in numerous research projects and experiments in both internal and external areas.

www.thenextenterprise.at

EJF: Planning processes are always a game of ping pong: The more feedback one gets from project participants the more creative the development of the project becomes. As designers we offer input and try to steer certain reactions into intellectual flights of fancy and provoke a cheerful pragmatism. In the case of the external installations on the connecting path and the tribune-like structures in the park we were thinking of the “exhibition steps” of Greek theatre without knowing how these would even-



showing the next ENTERprise architects

so successful and continues to be actively run by the owner. In the student home itself the changing numbers of participants has led to several detours for our design process.

CM: In what sense?

MTH: We are sorry that none of the Caritas employees that run or work in the student home today were part of the planning team during the concept development process. We believe that their input would have been very valuable during this time. The processes, which involved a range of responsible people, were diverse and fundamentally democratic but there was a lack of readiness to share the responsibility – and the related risk – for our entire concept. This would perhaps be asking too much given that Caritas is bound by procedures which are sometimes difficult to negotiate. This is why we were prepared to accept compromises in order to ensure that the project was implemented.

SD: For example?

EJF: For example - as mentioned above it would have been important to us to keep as much of the existing building as possible, to design the communal areas more flexibly, to remove the central corridor and to allow for more circulation on the residential floors. We didn't completely achieve this but, given the high complexity of the various interests, we still managed quite a lot in a very short period whereas much more will develop during the process of occupation. We are very curious about this.

We wanted to develop a form of living which we principally consider to be important as a temporary residential option for a range of users because the parameters – concerning, for example, mobility – are constantly changing. Hence, the idea of using the concept in a home for students and young refugees was fully in line with our ideas. I hope that we will one day realise a building that is truly hybrid and can be transformed in line with these changes.

SD: What are the chances of such a commission?

EJF: Let's see. We've already proposed similar concepts for residential projects on a number of occasions.



tually be used: simply as a place to sit during lunchtime or wait for somebody. In the meantime, musical performances have already taken place here and maybe theatrical works will also be presented one day. In any event, these make the park more permeable and dynamic.

But what I wanted to know was: what do you mean by an implant?

CM: Your presentations are dominated by the birds-eye view – the classical architect's view. That is what made me think of an implant.

We describe both interventions as infrastructure, which doesn't specify any particular function apart from that of connecting.

The situation should remain open and permit or invite a variety of uses.

CM: Alongside the constructional infrastructure there are also institutions like the Mittagstisch and the Copyshop which have different social objectives.

MTH: The Mittagstisch is the regular meeting in the neighbouring Gasthaus Stefan which was mentioned earlier. This makes it possible to accompany the development process of the Am Kempelenpark project. The Copyshop and our external installation resulted from this process. The Mittagstisch continues to be active.

EJF: The Copyshop is a space of around 20m² with a small kitchen which can be used in a number of ways and is separate from the existing Copyshop. It is available to the residents of the Ankersiedlung, the employees of the Community Office and the students for use in connection with a range of local initiatives. The Copyshop is directly located on Quellenstrasse at the entrance to Kempelenpark as a result of which we designed it as a vestibule.

MTH: When we visited the Mittagstisch many ideas were exchanged and connections established. Vienna University of Technology established a university outpost and there are projects of cooperation with the institutions which are already

The tribune: A place for sitting, waiting and performing – and a practical solution to the height difference across the site.

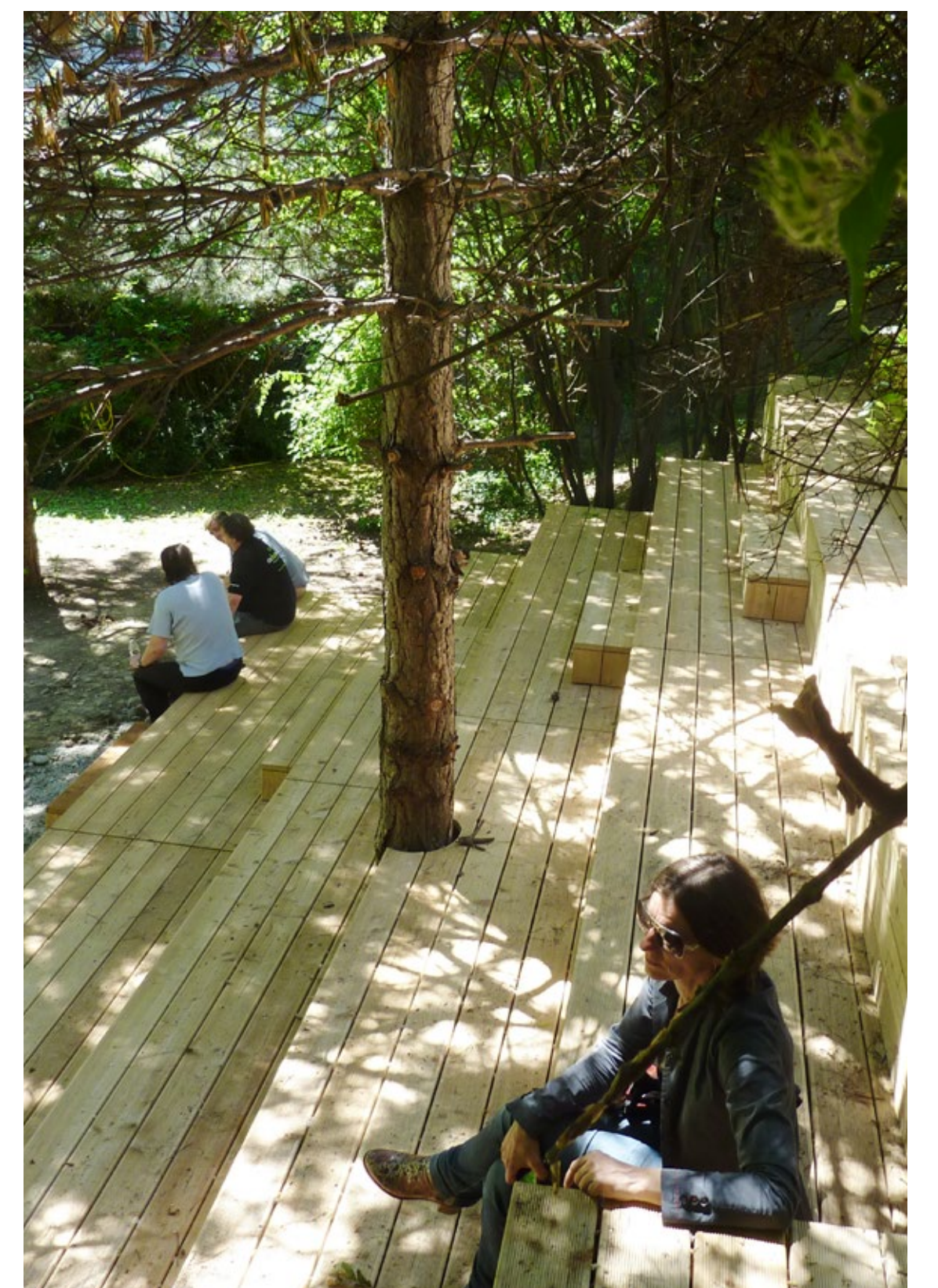
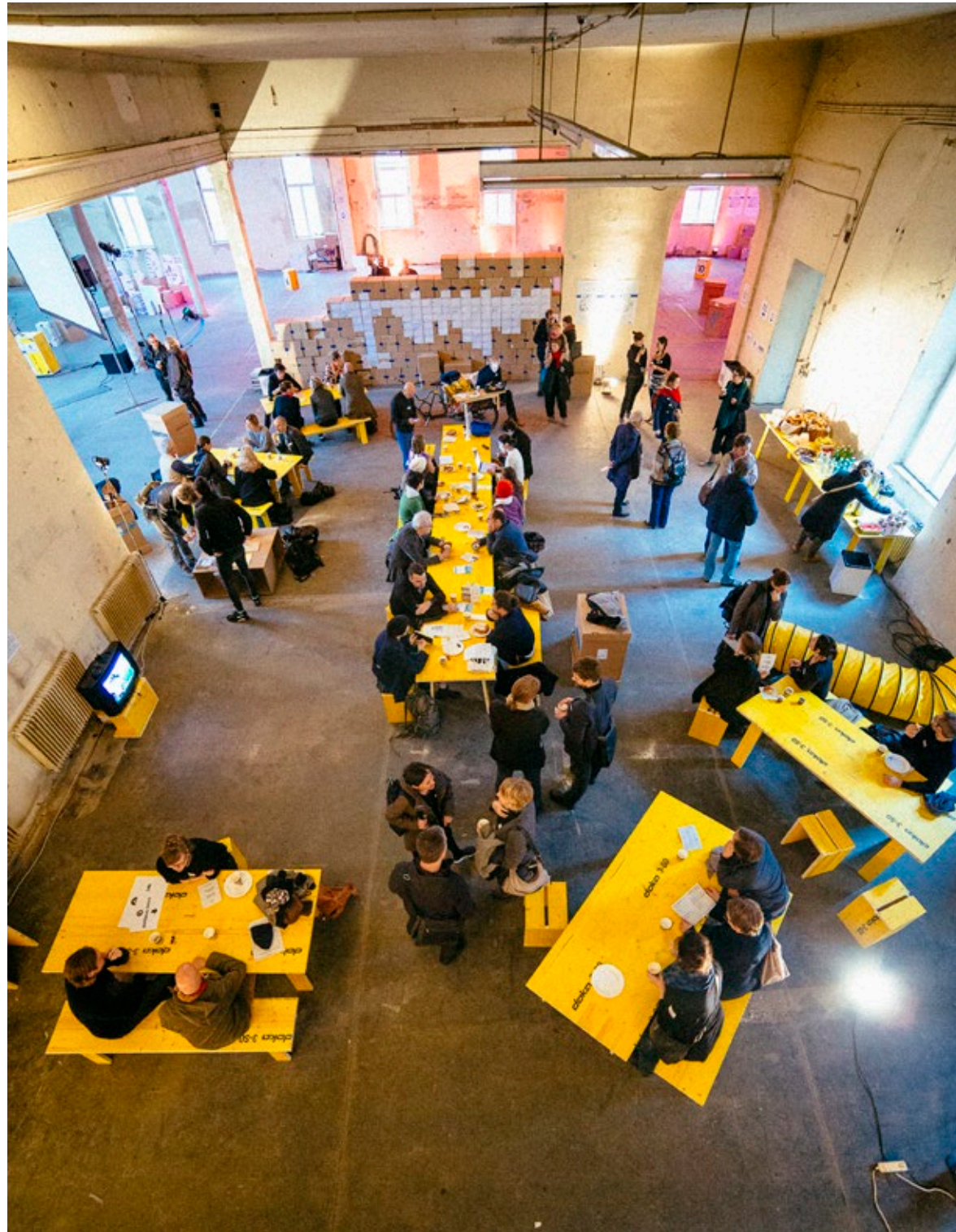


Photo: the next ENTERprise architects

And yet, although everyone talks about social building the market doesn't react. There is too little radical thinking and this is leading to the creation of smart apartments which, at the end of the day, reduce housing requirements to an ever decreasing number of square metres.

MTH: For us, concepts with scope for self-organisation and such new forms of communal living as our “room-in-room module” are possible alternatives for temporarily usable office buildings which should be investigated. The important thing is to offer a private space to which every individual can retreat. This is a basic requirement, especially in an age of maximum individuality. Even here at Am Kempelenpark the clients prefer single rooms but these are particularly difficult to create in an office building. Hence we have the Hawis, which means that this is an opportunity to evaluate whether this is a concept which is capable of offering people that which they need during a transition phase: privacy on the one hand and community and space for communal activity on the other.

INNOVATION AND INVOLVEMENT



urbani7e Festival 2016

Since the emergence of the images of mass homelessness in Traiskirchen in summer 2015 Caritas has hugely expanded its capacity for accommodating asylum seekers. During the course of the refugee crisis it also became apparent that affordable living plays a central role in determining the fate of poverty-threatened people and, hence, that the task of accommodating people

whose needs are very different, despite the fact that they share the same problem, is a very responsible one. Klaus Schwertner, General Secretary of Caritas, and Clemens Foschi, coordinator of the cooperation projects with "Places for People", speak about the need to address this urgent issue with energy, resolution and experimental means.

In conversation with Sabine Dreher, Vienna, December 2016

SD: When we last spoke in early 2016 Caritas was in the process of rapidly increasing its capacity for supporting asylum seekers from two to twenty locations. How have things developed in this regard over the course of the last 14 months?

KS: If one looks back at the summer of 2015 there were hundreds of homeless refugees in Austria. In Traiskirchen, for example, we were also having to distribute sleeping bags to children for the first time in 20 years. In the meantime the situation has improved. Back then, emergency shelters were being established in just a few hours. Private initiatives arose in a number of places and mayors were active. At the beginning of the refugee crisis asylum seekers were accommodated in a third of Austria's municipalities whereas this number has now risen to two-thirds. We are currently able to close the first emergency shelters again because several thousand beds are vacant across the country. Talk of a state

of emergency in Austria has become obsolete. And yet this apparently positive tendency obscures our view of what is really happening in Europe. The closure of the Balkan Route means that people who are escaping to the continent are stuck. Others continue to drown as they arrive here. Amongst these refugees, people are homeless in Bulgaria, Greece and Belgrade where Caritas is trying to help and from where a colleague has just returned. It is quite clear that Europe can only solve this problem by working together. The machinery of nation states has led to a situation in which things may indeed be calmer in Austria but the overall scale of the problem continues to be extremely dramatic. In the past eighteen months just three countries – Sweden, Germany and Austria - have truly borne their share of the responsibility. This is an area in which we urgently need more Europe. Shows of strength by nation states don't get us anywhere.

SD: Despite this there are still a few emergency shelters – although these are in the course of being closed.

KS: Some emergency shelters have been transformed into long-term primary care facilities. We must move towards transforming the emergency situation into a status in which minimum standards are respected in the areas of living and primary care. Many emergency shelters have been closed. This was to be expected due to pre-determined time limits. However, the issue of "affordable living" – a subject which affects Austrians who are living in poverty just as much as people who have fled here – remains just as critical. Providing such accommodation will be one of the most important tasks facing us as a society over the course of the coming years and decades. Caritas is already heavily involved in this area because the majority of people who visit Caritas social advice bureaux have housing-related problems. The main issues here are affordable rents and energy costs. There are 220,000 people in Austria who are living in apartments that they cannot heat properly.

SD: The past few months have increasingly highlighted the significance of the

issue of affordable housing. But what sort of movement has there been on this front? Aside from the increased awareness of the problem on the part of public opinion are there any new insights that give cause for optimism?

CF: Some things have certainly happened. On the one hand there has been movement on the political level – with the debate about social housing within Vienna City Council becoming quite lively.

And the question of how to use existing non-residential space for housing purposes is being addressed by building owners.

Thought is being given to the development of new uses for surplus office real estate. I also have the impression that a lot is happening at the theoretical level. How can we create new living space in the city without developing more land? A number of exemplary projects have already been realised and these should prompt further development.

SD: Which examples come to mind? On the occasion of the Biennale contribution we started three field trials together. Caritas' interest in working with us also resulted from the recognition that an organisation of the size of Caritas has a pressing need to innovate.

KS: You only have to look around you to recognise the aspects of the three locations that have already succeeded. New concepts were tested but in some ways I am more pessimistic than Clemens about some aspects because from my point of view things as a whole are happening too slowly. I have the impression that the subject is misunderstood and fear that we will have to wait until another emergency before the necessary steps are taken, the legal framework is created and the necessary resources are mobilised. What I would like to positively mention, however, are the many private initiatives. Many people contacted Caritas or me personally and either put their living space at our disposal in order to take people in or became sponsors in order to help people upon their arrival. That is a very encouraging sign. On the other hand it is difficult to offer apartments which require no capital contribution or to rewrite the rules governing housing subsidies or rental law in a way that helps the particularly needy target groups.

SD: An amendment to rental law which protects tenants and regulates prices?

KS: Precisely. The subject must be taken seriously from the point of view of people threatened with poverty without creating divisions between them. I am watching the debate about the guaranteed minimum income with grave concern. In 2009 a guaranteed minimum income was introduced throughout Austria with the aim of making the country more resistant against poverty and ensuring that people would not be forced into homelessness.

The effects of the new regulations in Lower and Upper Austria have yet to be seen. It is to be feared, however, that families supported by Caritas that receive this guaranteed minimum income, attend German courses and send their children to school here will probably be forced to leave their apartments because they can no longer afford the rent.



Distribution of donations, Westbahnhof 2015

"As well as providing emergency help for refugees, Caritas provides primary care to around 43,000 asylum seekers across Austria, almost 9,000 of whom are in accommodation run by the organisation." (March 2016)

Of the 82 facilities across Austria in which Caritas supports asylum seekers on behalf of Provincial Governments three were selected as locations for the "Places for People" initiative. In doing so, the humanitarian organisation consciously enabled given standards to be challenged in order to make space for new forms of living together.

The decision that was taken by the provincial parliaments will be shown to be unconstitutional and contrary to EU law. It will force people and, in particular, families with large numbers of children into homelessness. Not only is this a catastrophe in human terms but it will end up costing taxpayers much more to rescue these people from penury than to give them a reasonable start in life.

SD: In what sense?

We know from our work that it is always better and cheaper to keep people in their homes than to rescue the homeless from the streets and to keep them in emergency shelters or temporary accommodation.

SD: The homelessness in summer 2015 and such temporary solutions as tents and emergency shelters showed, amongst other things, that many people in this country live under the threat of poverty. The apparent easing of the crisis brings with it a growing risk that the desperate need for action will be swiftly forgotten.

CF: I didn't mean that the problem has been solved or that politicians fully understand the task ahead. The discussion is only just getting underway.

KS: The level of responsibility of those who have to solve the accommodation crisis must be made clear once and for all. One key aspect of new projects is the notion of inclusion and the attempt to bring together different groups of residents – the elderly with the young, people with immigration backgrounds and people threatened with poverty which reflect the diversity of society. At the same time there are a few people who, in recent months, have attempted to make money on the back of the suffering of others by demanding excessive rents for small spaces in run-down buildings.

SD: The question of responsibility was also an important issue in our cooperation because, in order to develop something new in what was an emergency situation in which everybody was under great pressure, Caritas effectively had to sideline its routine processes. Was it worth the effort?



The Copyshop is a multifunctional space. The place in front of it marks the new entrance to the Kempelenpark.

CF: Yes, in the context of am Kempelenpark in particular a lot happened in a very short time, even if not all the measures were in place before the opening of the Biennale

The owner, Thomas Levenitschnig, had committed himself to opening up the isolated location for the neighbourhood.

This was successful thanks, on the one hand, to building measures and, on the other, to a number of initiatives that he brought to the project. For example, a workshop that is planned for the Weststation will be a socio-economic business that offers work to the long-term unemployed. And there is a project of cooperation with the small urban farm that is preparing three hectares of agricultural land on Laer Berg for cultivation. This is a project in which local people can participate. There are also plans to develop a sort of ground-floor level start-up cluster in cooperation with the TU – the Vienna University of Technology.

SD: Is this offer aimed at students of the TU?

CF: Principally, yes, but also at those who live in the building and at the people with a migration background who attend the language and training programme there. I am very curious to see whether everything will work as planned and what impact the process will have on the district.

SD: Our cooperation has opened up new interfaces for Caritas' workers – for example, through working with the architecture and design teams. In this concrete case, however, it was the bringing together of refugees and students under one roof that was completely new. What did you learn from this?

KS: At the beginning I couldn't imagine how one could adapt cold office spaces from the nineties in such a way that they would be cosy and offer the young people a sense of well-being. Two weeks ago I met a nutritional science student from Germany who had moved directly from the family home to HAWI. He felt very much at home here and was just discovering how expensive food is and what it means to shop for oneself, cook together and share a two-bed room in a spirit of mutual respect. The most difficult thing for him is getting used to the fact that his roommate has to get to lectures much earlier than he does. The small room was very innovatively furnished with, for example, hammocks. Communal spaces

were created to support communal life but there are also open spaces. The kitchens have become very well-established. I also spoke with a young man from Syria and it occurred to me that this was exactly why we had jointly carried out this project – as a means of bringing young people together.

At the beginning we were seriously concerned that there might not be enough demand from students but the building is now full.

You only have to spend a couple of hours here to sense the extent to which the project is alive.

SD: Is this a model which can be reproduced?

KS: Certainly. Living together breaks down anxieties. One can also imagine private flat-shares in which students and young refugees live together.

SD: How is the atmosphere in general and where do you see the greatest problems at the moment?

CF: The huge surge which dominated the first months has, fortunately, abated and many initiatives have been successfully launched by civil society. One discernible change that many have called the "Knick nach Köln" (the reaction to Cologne) is the fact that civil society has lost its sense of euphoria and many people are taking a step back. Despite this, however, many who got involved back then are still involved today. I find this super. Organisations like Caritas enabled everyone to find a way of getting involved. I find it striking that so many of them haven't lost their energy. In order for things to work we need a mixture of larger organisations, smaller initiatives and private volunteers.

In terms of our projects we currently have most problems in Erdberg, because the tenant there is not us but the city council, as a result of which there are many decisions that we cannot take alone. In my opinion this is a shame and acts as a brake in many areas. But that is our only negative experience.

SD: Looking back we can see three projects which occurred at very different speeds. In Pfeiffergasse development was swift and unbureaucratic and the intervention was

received very positively. Preparation took longer at am Kempelenpark but all the ideas now seem to be bearing fruit. In Erdberg, the introduction of the workshops triggered a very smooth and promising process which now, unfortunately, appears to be being blocked.

KS: The approach was that a wide range of actors from a wide range of sectors should contribute their experience. This means that cooperative projects can sometimes be demanding and it is important not to lose sight of the objective. Too many cooks can very easily spoil the broth. Especially if some of these cooks think very bureaucratically about the recipe despite the fact that one agreed long ago what was going to be on the menu.

SD: Having started with the question of what architecture can offer as a social discipline we learnt during the course of these three initiatives that formal solutions can indeed contribute something but that integrating these into an ongoing process is very demanding. The HAWIs roused your interest immediately although the clients are quite critical.

CF: All the participants found it extremely stimulating to learn from each other. As an organisation we learnt from the architects and the future residents about their requirements and about how to determine these.

We saw on two occasions that our clients didn't form a homogeneous group with common needs:

The next ENTERprise wanted to restrict the number of constructional changes and equip large spaces with room-in-room modules, the HAWIs. However, interviews with the future residents showed that they wanted to live in smaller structures. This led to a reduction in the planned number of HAWIs. The same divergence between the needs of the users and the ideas of the designers was also experienced by the students who were involved in the project when it came to the question of the vertical use of the room which had already been tried elsewhere. After the refugees and students had moved in we realised that the refugees didn't want this but that the students did. Despite this, however, as a designer one doesn't completely drop such ideas because one always eventually finds people who accept them. During the course of the entire process we realised three different room typologies at am Kempelenpark. This wasn't the original

plan but it reflects the heterogeneity of the users in the spirit of a concept that should work for everyone.

SD: What, finally, can Caritas derive from these experiences when it comes to passing on ideas to the city authorities, developers or building owners?

KS: The courage to try something new, the courage to see projects fail yet not to be discouraged from trying something else new.

The name of the Biennale project "Places for People" should be the mantra of public sector builders in Austria because language describes exactly what we want to achieve.

Are we talking about refugees or are we talking about people seeking refuge? Are we talking about social housing or about Places for People?



The opening up of the site with the help of a 140m long wooden walkway.

Imprint

This supplement is published as follow-up to the publication "PLACES FOR PEOPLE" which was issued together with

La Biennale di Venezia 2016
15th International Architecture Exhibition

"REPORTING FROM THE FRONT"
Curated by Alejandro Araveno

May 28th - November 27th, 2016

Editors
Elke Delugan-Meissl, Commissioner of the Austrian Pavilion
Sabine Dreher and Christian Muhr, Co-Curators

Concept and editorial team
Liquid Frontiers

Photos
unless otherwise stated Paul Kranzler

Visual Concept & graphic design
grafisches Büro

Production
section a.

Press
art:phalanx

Translation
Rupert Hebblethwaite

Transcriptions
Esther Karner

Proofreading
Katharina Sacken

All rights reserved Vienna, March 2017

On behalf of

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH

We thank our partners and sponsors for their financial and other support

Partner

Caritas

General Partner

WKO
WIRTSCHAFTSKAMMER ÖSTERREICH
GESCHÄFTSSTELLE BAU

Main Sponsor

STRABAG
TEAMS WORK.

Sponsors

developed by **BAI**

VASKO+PARTNER
DER GENERALKONSULENT

ZUMTOBEL

mehr wien zum leben.
wenholding

BIG

Internorm

ArchJing
Bundeskammer der
Architekten und
Ingenieurkonsulenten

Miba

CSEMI

umdaschgroup

Photo: Lukas Krollner

Photo: the next ENTERprise

Photo: Caritas



Amini Sarajodin (59) from Afghanistan lives with his family of seven in a fifth-floor room. These top floor rooms are comparatively calm and full of light.

further information: www.placesforpeople.at

**PLACES
FOR
PEOPLE**